

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Nr. 31.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von M. Kautsky.

(4. Fortsetzung.)

Marie stand auf und ging hinaus, kam aber bald wieder zurück.

„Was wollte der kleine Kobold?“ fragte Elvira.

„Sie hatte mich nur benachrichtigt, daß die Suppe kochte und daß es in der Küche nun weiteres für mich zu tun gäbe.“

„Und warum tut sie das nicht selbst? Ihr kommt das zu.“

„Domenika ist noch sehr jung und ungeschickt, sie kann nichts als Fische braten und eine Polenta machen, und diese rührt sie in ihrer Trägheit niemals gehörig um.“

„Aber warum schickst du sie nicht fort und nimmst ein brauchbareres Mädchen?“

„Domenika ist gutmütig und sehr genügsam, sie kostet mich fast nichts; freilich darf man dagegen nicht allzuviel von ihr verlangen.“

„Und du besorgst also selbst alle Arbeiten einer Magd?“ rief Elvira mißbilligend und fast erregt mit ihrem Fächer hin und her wehend.

„Die Arbeiten einer Hausfrau!“ entgegnete Marie ruhig und voll Würde.

„Und du trägst auch dein Kind, fütterst es und wickelst es, und nimmst all' die Plage mit ihm auf dich allein?“

„Es ist die Pflicht einer Mutter.“

„Aber wenn du den ganzen Tag zwischen deinen vier Mauern gewirtschaftet hast, wenn du dich müde geforgt und gearbeitet, was ist dann deine Erholung des Abends?“

„Ach, Elvira, die Arbeit einer Hausfrau und Mutter get nie zu Ende. Des Abends, wenn die Kleine schläft, habe ich zu nähen und auszubessern, aber ich bin träge und ich schlafe gewöhnlich darüber ein.“

„Aber du kannst doch nicht wochen-, monate-, jahrelang dieser unausgesetzten, einförmigen Beschäftigung dich widmen? Du brauchst doch, wenigstens hier und da, eine geistige Erholung und Erfrischung, wenn du in dieser Atmosphäre einer engen Häuslichkeit nicht verkümmern sollst, du brauchst doch Freude und Genuß.“

„Aber ich habe sie ja in reichem Maße. Mein Mann liebt mich, mein Kind wächst und gedeiht, sieh, es lächelt mich an, — ist das nicht Freude und Erfrischung zugleich? Aber wenn ich nicht in jeder Minute an das Kindchen dachte, für dasselbe sorgte, nicht jeden Tag an seiner Seite bliebe, dann würde es vielleicht krank und elend, und dann würde ich unglücklich sein und Alfred auch. Er ist ein so guter Vater, er will nicht, daß ich es nur eine Stunde lang allein lasse. Und er selber braucht mich auch,

er ist in manchem ungeschickt, ganz unbehilflich, und da muß ich denn immer hinter ihm her sein, ich arbeite also auch für ihn, das ist so süß, er dankt mir's auch, der gute Mann, und doch ist's nur eine kleine Rückerstattung für alles, was er für mich tut, und so bin ich denn immer für uns drei beschäftigt, und wenn mein Knabe noch lebte, müßte ich's für vier sein, aber das ist alles für mein Glück, für unser gemeinsames Glück, und es ist daher gar kein Verdienst dabei.“

Elvira's Augen füllten sich mit Tränen. „Du Seele voll Liebe, voll Hingebung,“ sie zog die Schwester an sich und küßte sie; „dein Gatte muß dich anbeten, deine Kinder werden dich verehren wie eine Heilige, und so findest du dein Glück in dem Glück der deinen.“ Marie lächelte und gab den Kuß zurück.

Elvira erhob sich. „Es werden noch einige Tage vergehen, ehe ich auftrete, in dieser Zeit müssen wir uns öfter sehen, und wenn du nicht zu mir kommen kannst, so komme ich zu dir.“ Sie zog den eleganten Umwurf über die Schulter und warf einen Blick in den Spiegel. „Welch' ein schlechtes Glas!“ rief sie lachend. „Man sieht darin abscheulich aus, ein solcher Spiegel brächte mich zur Verzweiflung!“ Ihre Augen fielen auf ein Album, das auf dem Trümeaufasten lag. „Das sind Photographien, da finde ich gewiß alte Bekannte; laß einmal sehen.“

Sie öffnete es rasch und begann darin zu blättern. Die Mutter, Tante Luise, Malchen füllten die ersten Seiten, — bei Minna's Bild senkte sie den Kopf etwas tiefer, und aufmerksam und nachdenklich schien sie jeden Zug in dem lieben Gesichte zu studiren; sie sah in diese klaren, klugen Augen, sie betrachtete die schöne, reine Stirn, auf der es wie Sonnenschein lag, der durch keine Wolke des Unmuths, des Verdrusses je verdüstert ward; ein kleiner Seufzer drang über ihre Lippen, es war, als neidete sie dieser da den stillen, ungetrübten Frieden ihrer Seele. Dann weiterblättern, brach sie in ein lautes Lachen aus: „Herr und Frau Germanek auf einem Bilde, beide in Galla, sich zärtlich haltend; ah, sie sind köstlich!“

„Sie leben jetzt in der Residenz; Heini hat die Apotheke übernommen, Linchen ist verheiratet,“ erzählte Marie.

„Das ist ja höchst befriedigend,“ machte Elvira in noch übermüthiger Laune, „von ihren erwachsenen Kindern befreit, kann sie nun mehr als je die junge Neuvermählte girren, und Germanek, der Kunstentusiast, wird wieder alle Premieren und den Cirkus besuchen, und als Baron Schwämmchen aufs neue alle Privilegien der Sportsmen genießen. — Und diese eingetrocknete Mumie da?

Hahaha! Die Hofrätin! Sie lebt noch immer, die gute Seele, ja? Trotz ihrer unzähligen Leiden? Und sie hat sich — hahaha — sie hat sich dekolletirt photographiren lassen.“ Sie brach in ein ausgelassenes Lachen aus, und Marie konnte dem prickelnden Reiz nicht widerstehen und lachte ebenso herzlich mit.

Elvira hatte einige Blätter überschlagen und hielt aufs neue inne; aber ihre spöttische Laune war einem plötzlichen Ernst gewichen, und sie sah nun schweigend und gedankenvoll auf den ausdrucksvollen Männerkopf, der ihr hier im Bilde entgegenlächelte. Marie blickte über die Schulter der Schwester nach dem Gegenstande, der ihre Aufmerksamkeit gefesselt hielt.

„Du kennst ihn wol nimmer?“ fragte sie. „Kein Wunder, ich hätte ihn selbst kaum wiedererkannt; es ist Fritz. Er hat uns die Photographie erst vor einigen Wochen geschickt; aber er muß sich sehr verändert haben oder sie ist nicht gelungen.“

„Sie ist vollkommen gelungen,“ bemerkte Elvira leise, als ob sie zu sich selber spräche, und unverwandten Auges dieselbe anblickend. „So sieht er aus, grade so, mir ist's, als ob er vor mir stünde.“

Marie schüttelte den Kopf. „Ich hatte ein so gutmütiges, fröhliches Jünglingsgesicht in der Erinnerung.“

„Seine Züge sind männlicher geworden, allerdings, sie zeugen von Festigkeit und Kraft.“

„Sie sind zu markirt. Sein hübscher, großer Mund hat wol immer noch das gewisse, übermütige Lächeln, aber der eine Mundwinkel ist tiefer herabgezogen, und das gibt ihm etwas so — so —“ Marie wußte den Ausdruck nicht zu finden.

„Etwas Herbes,“ ergänzte Elvira, „nicht war? Und zugleich etwas Ueberlegenes. Es zeigt, daß das Ungemach des Lebens ihn hart bedrängt und ihm doch nichts anhaben kann, daß er es vielmehr beherrscht oder sich darüber hinwegsetzt. Und dieser kühne Uebermut, dieses gesunde Kraftbewußtsein es äußert sich bei ihm in allem, in jedem Blick, in jeder Geberde.“

Marie sah erstaunt auf die Schwester, auf deren Wangen eine feine Röte brante. „Hast du ihn denn gesehen, vor kurzem gesehen?“

Elvira legte das Album auf den Trumeau zurück und ergriff ihren Schirm, der daneben lag.

„Ja,“ sagte sie dann in einem gleichgültigen und durchaus veränderten Ton, „zufällig und auf der Bühne. Es war vor zwei Monaten, als ich auf meiner Gastspielturnee in einem Provinzstädtchen eine zwanzigstündige Nacht hielt; ich besuchte abends das Theater, man gab Dinorah, und ich war einigermaßen überrascht, in Correntin unsern guten Freund Fritz zu finden.“

„Und hat er dir gefallen?“

„Ja und nein,“ erwiderte Elvira in einem fröhlichen Tone. „Er besitzt die herrlichsten Mittel, aber als ein echter Kraftmensch vergeudet er sie in der leichtfertigen Weise. Er singt mit einer verblüffenden Unbekümmertheit, ohne Berechnung, ohne künstlerisch Maß zu halten. So kommt es, daß er für manche Effectstellen nicht ausreicht, ja, es schien mir, als ob er sie in seinem Uebermut absichtlich fallen ließe.“

Marie schüttelte wieder, als wäre sie anderer Meinung, den Kopf. „Ich sage dir, er tut das, weil er keine Freude an seinem jetzigen Beruf hat; das Theaterleben befriedigt ihn nicht, es behagt ihm nicht, er schreibt es in jedem Brief.“

„Ich glaube es wol, es kann ihm nicht behagen. Er lebt an kleinen Theatern, in unerquicklichen Verhältnissen, die ihn ungeduldig machen, die sein Künstlernaturell empören; aber er wird bald an dem Platz sein, wohin er gehört, unter günstigen, künstlerischen Verhältnissen, vor einem Publikum, das ihm Verständnis entgegenbringt; und wenn er erst jene Unterstützung hat, die er vor allem braucht, einen Partner, der ihm gleich ist oder überlegen, der ihn anseuert, der ihn begeistert, dann wird man erst wissen, welch' herrliches Talent man da entdeckt, und er selbst wird mit Freude und Verwunderung gewar werden, daß dieser Beruf doch der rechte ist und derjenige, der ihm alle Befriedigung bringen wird und alles Glück.“

„Aber das wird nicht geschehen, Elvira; Minna teilt mir in ihrem letzten Briefe mit, daß vom ersten Mai, also seit einigen Tagen schon sein Engagement zu Ende ist, und daß er kein neues mehr acceptiren wird.“

Elvira war aufgestanden, und den Kopf mit schelmischer Grazie neigend, sagte sie mit einem feinen Lächeln: „So? Und ich kann dir hinweg mitteilen, daß Fritz vom Impresario Marchetti für ein Probegastspiel bereits gewonnen ist, daß er hierherkommt, in einigen Tagen, hierher nach Venedig, und daß du wahrscheinlich das Glück haben wirst, uns zusammen auf der Bühne zu sehen und zu hören.“

Marie schlug in ungemeinem Erstaunen die Hände zusammen. „Aber ist das möglich? Und Minna?“

„Minna wird Ursache haben, sich darüber am meisten zu freuen,“ sagte Elvira mit dem herzlichsten Ton der Ueberzeugung. „Wenn ihr Fritz hier gefällt, wenn er für die italienische Stagione engagirt wird, wenn er mit uns nach London und Petersburg geht, so kehrt er mit Geld und Ehren so reich beladen zurück, daß für ihre dauernde Vereinigung kein Hindernis mehr existiren wird.“ Sie hatte sich der Thür zugewandt und reichte nun der Schwester zum Abschied die Hand.

Diese wollte sie noch zurückhalten, sie wünschte noch weiteres über diesen neuen überraschenden Fall zu hören, aber Elvira ließ sich nicht aufhalten. Sie durchschritt rasch die Sala und erklärte lachend, daß sie selbst nicht mehr wisse, und dieses erst seit heute morgen, seit dem Besuche des Impresario und aus seinem Munde selbst. Marie geleitete sie bis zur Gondel, welche Signora Bianca vor den Portalstufen erwartet hatte, und sie kehrte dann in die Küche und zu ihren häuslichen Verrichtungen zurück.

Domenika saß indes an der Wiege der Kleinen. Sie schwang ihren Fächer und fächelte sich Kühlung zu, bis ihre Bewegungen allmählich langsamer wurden, das zerraupte Köpfchen vornüber gegen die Brust sank, und sie, sowie ihre Pflégbesolne, in einen sanften Schlummer versiel. Ein heftiges Klingeln weckte sie daraus. Sie hatte die Gnade, sich diesmal selbst hinaus zu begeben, um zu sehen, was es gäbe. Vielleicht erkante sie die Art des Läutens. Sie trat auf den Balkon. Sie hatte sich nicht getäuscht, es war Cencio, der hübscheste Facchin, den man sich denken kann, ein Apollo in Lumpen. Domenikas Augen leuchteten auf, als sie ihn unter dem Balkon auf der Straße erblickte, und ihre weißen Zähne blitzten ihm unter einem breiten Lächeln entgegen.

„Cencio, was bringst du? Hast du etwas für mich, he? Du weißt, daß ich Orangen sehr gern mag, auch Feigen; sie sind noch nicht reif, aber das tut nichts, ich esse sie grün, willst du sie mir heraufwerfen, oder soll ich zu dir hinabkommen, he?“

Cencio schüttelte sein schwarzglodiges Haupt und die Hand in die Seite stemmend, drapirte er zugleich in malerischster Art seine alte, nur übergeworfene Jacke über Arm und Schulter.

„Ich will hinauf,“ sagte er kurz.

„Die Padrona ist zu Hause, wäre es nicht besser, ich käme hinunter?“

„Hinunter mußt du auf jeden Fall.“

„Es ist war, ich hole den Schlüssel.“ Sie winkte ihm verheißend mit beiden Händen zu und lief zurück. Aber sie suchte nicht sogleich die Treppe zu gewinnen. Sie trat noch vorher in das Stübchen, wo ihr Bett und ihre Truhe stand, und wo ihr kostbares Eigentum, ein kleiner Spiegel, aufgehängt war. Sie guckte rasch hinein. Das arg verwirrte Haar, das sie wol viele Tage nicht gekämmt hatte, und das in unzähligen krausen Locken ihr Stirn und Scheitel umflatterte, schien ihr keinen Kummer zu machen, und in der That, wenn man über die verschiedenen Flöckchen hinweg sah, die sich darin verfangen, es entstellte sie nicht, aber ihre Silbernadeln festeln darin, und sie bemühte sich nun, in hastigster Eile, dieselben strahlenförmig in den verfilzten Pöps zu stecken. Dann zog sie noch die auf eine Gummischnur gereihten unächten Korallen über den Kopf und um den Hals und hierauf ihren Fächer ergreifend, stürzte sie wie eine Rasende hinunter, und öffnete das Pfortchen.

Cencio empfang sie mit einem rauhen Wort, er zeigte sich unwirsch über ihr langes Ausbleiben. Als er aber die blitzende Krone auf ihrem Haupte erblickte, brach er in ein lautes gutmütiges Lachen aus.

„Da seht die Narrin,“ rief er, „sie muß sich wie zu einer Hochzeit schmücken, ehe sie zu mir herunter kommt, diavolo, diavolo! willst du mich denn ganz in Flammen setzen? aber heute hättest du dir's ersparen können, ich habe heute keine Zeit, den Amorofo zu machen.“ Sie warf trotzig die Lippen auf.

„Eitler Tor, was bist du mir? nichts! geh! Deinetwegen käme kein Kamm und keine Nadel in meinen Kopf, aber es ist Speise-stunde, weißt du, und der Padrone hält darauf, daß ich mich dann sauber und schön präsentire, weißt du, eh!“

„Ich bedauere ihn, daß er das Vergnügen deiner Schönheit heute nicht wird genießen können,“ fur Cencio im lustigsten Spotte fort, der die Kleine noch mehr stachelte, „aber er kommt heute nicht nach Hause.“

„So, er kommt nicht, und warum kommt er denn nicht?“

„Das werde ich deiner Padrona sagen.“

„D das kannst du mir auch sagen.“ Sie stellte sich gerade in der Türe auf: „Was man einem Fachin vertraut, das wird mir wol auch zu Ohren kommen dürfen.“

„Laß mich hinauf, oder —“

„Aber warum willst du mir's denn nicht sagen, du Abscheulicher, du Ungeheuer, warum bist du denn so gegen mich — so — so —“ sie brach in Tränen aus.

Er nam sie um die Taille und wiegte sie eine Weile in seinen Armen hin und her, sie suchte sich zu wehren, sie stieß um sich; aber lachend wußte der kräftige Jüngling den nicht allzu heftigen Widerstand zu besiegen und er küßte sie, daß es schnalzte auf den roten Mund, dann schob er sie bei Seite und sprang durch den schmalen Korridor gegen die Treppe. Sie jagte ihm nach, und sie schrie und lachte wie toll und ließ ihm kaum den Vorsprung einer Stufe. Wie zwei wilde Hirsche stürzten sie in die Sala, da tat sich eine Seitenthür auf und die Padrona, von dem Lärm herbeigelockt, stand vor ihnen und fragte, was es denn gäbe. Cencio hatte rasch den großen breiten Hut, den er weit nach rückwärts gesetzt, vom Kopfe gerissen. Ueber seine braunen Wangen ergoß sich ein dunkles Rot; er näherte sich der jungen Frau mit einem süß-schelmischen Blick aus seinen schwarzen Augen, dessen Feuer durch seine Ehrerbietung etwas gemildert ward.

„Senfi Signora, aber Ihr Mann schickt mich hierher — und Sie sollten ihn nicht zum Mittagessen erwarten.“

„Ich danke Ihnen Cencio.“

„Ist das alles, was du vorzubringen hattest?“ spottete Domenika.

„D ich hätte eine Neuigkeit, und wenn mir Madam zu reden erlaube,“ — er verbogte sich in geschmeidlich-graziöser Weise.

„Gewiß Cencio, sobald diese Neuigkeit für mich bestimmt ist.“ Marie sprach ganz in dem venetianischen Dialekt, wie sie's von ihrer untergeordneten Umgebung gelernt hatte.

„Zunächst für Sie Madam. Dime! es bleibt doch immer eine Auszeichnung für Ihren Mann und wenn sie auch nur von einem König mit geschlitzten Augen ausgeht.“

„Was soll das heißen?“

„Daß wir heute in der Akademie hohen Besuch hatten, ich stand gerade als Modell in Verwendung —“ unwillkürlich hob er den Arm und nam die kühn bewegte Stellung an, in welcher er gezeichnet wurde — „da entsteht ein Lärmen auf dem Korridor, und jetzt stürzen einige der Professoren in die Sala del disegno und sie berichten, daß der König von Siam in der Akademie sei, und daß er auch hierher kommen wolle. Ich will natürlich herunter springen, aber nein, nein, sie rufen mir zu, ich solle mich nicht rühren, und ich müsse so bleiben, auch vor dem König, und da erft recht. Und corpo di baceho, so war's auch, diese asiatische Majestät kommt, und sie hält sich bei den Zeichnern gar nicht auf, und geht direkt auf mich zu. Da aber — ich glaubte mich müßte der Teufel holen! während die Ungeduld und die Neugierde nach dem Anblick dieses Hinterindischen mich verzerren, fällt es diesem ein, mich von meiner Rückseite zu bewundern, und ich muß unbeweglich bleiben, unbeweglich, Signora! während es mich an jedem Muskel reißt und juckt, und meine Augen müssen nach der entgegengesetzten Richtung starren. Da stand einer vom Gefolge, aber es war ein Europäer, und jetzt sehe ich den Signor Depauli auf ihn zugehen; und sie begrüßen sich und geben sich die Hände, wie alte Freunde; und jetzt höre ich sie gar deutsch miteinander reden; o, ich habe mich nicht geirrt! und hierauf nimt der Fremde Ihren Mann unter den Arm und führt ihn nach der anderen Seite, und jetzt, cospetto, jetzt war ich genug Modell gestanden und ich warf die Arme in die Höhe und mit einem Satz hatte ich mich umgedreht; und da seh ich denn endlich diesen gelbbraunen Despoten, und sehe, wie il Signor Depauli ihm vorgestellt wird, und dann noch einem andern, ich erfuhr, es sei der Kriegsminister, und eh' ich mich noch recht besinnen konnte, waren sie alle miteinander aus der Sala hinausgegangen. Ich drängte nach, und sie verlassen die Akademie, und vor derselben, am Quai, halten die Gondeln der illustren Gäste; ich wollte sie

einsteigen sehen, o, ich wollte noch einmal Seine königl. Hoheit lächeln sehen, wobei ihr etwas schlaffer Mund so ausdrucksvoll von einem Ohr zum anderen reicht —“ Cencio steckte, um dies besser zu verfinlichen, zwei Finger in die Mundwinkel und riß sie auseinander; zwei Reihen herrlich weißer Zähne kamen da zum Vorschein. — „Ich schiebe mich also an dem Gefolge vorüber, da bemerkt mich il Signore Depauli und winkt mich zu sich, und trägt mir auf, ich solle Ihnen melden, Madame, was ich Ihnen schon gemeldet habe,“ — er verbogte sich abermals in grazios-verbindlicher Weise.

„Und mein Mann blieb bei den Fremden?“

„Ich sah ihn in die zweite Gondel steigen mit seinem Landsmann; in der ersten fur der König und sein Minister. Sie waren alle sehr aufgeräumt, o, ich hätte die Augen an ihnen lassen können; sie furen nach der Riva, und ich lief hierher.“

„Was erhalten Sie für Ihre Mühe Cencio?“ Marie griff nach ihrer Börse.

Der Jüngling streckte ihr rasch und abwerend die Hand entgegen — „D no, Signora, ich bin für diesen Vormittag als Modell bezahlt, ich neme keine weitere Vergütung.“

Marie sah ihn betroffen an, daß ein Venetianer den Lohn für einen Dienst zurückwies, war ihr neu, sie hätte es nicht für möglich gehalten; als sie aber in die brennenden Augen des Knaben sah, errödete sie unwillkürlich.

„Mein Mann wird es übernehmen, Sie für Ihre Dienste zu belohnen,“ sagte sie, und sie winkte ihm mit ruhigem Ernste zu und trat in die Küche zurück.

„Ola,“ rief Domenika, indem sie neckend ihn mit dem Ellbogen in die Seite stieß, „was stehst du da wie eine Säule? Es verdrießt dich wol, daß sie dich nicht länger schwagen ließ und dir den Rücken wante, eh?“

Cencio fur sich in das Har, und mit einer Art burlesker Desperation wühlte er seine Pocken durcheinander. „Die arme Frau!“ seufzte er dann.

„Dime, weshalb denn arm?“

Cencio schüttelte sich, als wolle er etwas von sich abwerfen, und dann in plötzlich veränderter, mutwilliger Weise sich an die Kleine wendend: „Sie ist so gut, so lieb, und wird so schlecht bedient.“

Domenika zeigte ihm drohend die Faust. „Brutto, du willst mich heute also ganz böse machen?“

„D, ich mach' dich heut noch zehnmal gut.“

„Haha, das glaubst du, — geh!“

„Ich geh schon; willst du mich vorher noch küssen?“

„Ich dich? Fällt mir garnicht ein.“

„So, wirklich?“

„Niemals.“

„Schade, ich hatte eine so schöne Orange mitgebracht, aber ich sagte mir, ich will sie ihr nur dann geben, wenn sie mir um den Hals fällt.“ Er zog sie aus seiner weiten Tasche hervor und ließ sie wie einen Ball von einer Hand in die andre hüpfen, ebene?“

Domenika schielte von der Seite darnach hin; ihr Herz klopfte vor Born und Verlangen. „Was get das mich an?“ stieß sie hervor.

„Auch gut; dann kann ich sie selber essen, oder — ich könnte sie um den einmal festgesetzten Preis auch einer andern geben.“ Er wante sich und tat, als wollte er die saftige Frucht wieder in seine Tasche zurückschieben.

Aber Domenika war aufgesprungen, und mit einem Ausruf zorniger Leidenschaft stürzte sie ihm entgegen. Ehe er sich's versah, lag sie an seinem Halse und schlang beide Arme um ihn.

„Dime, sie will mich erwürgen, Gnade, Domenika, Gnade!“ Er lachte, und sie lachte, und dann wurden Küsse gegeben und empfangen, one daß man genau darauf geachtet, wer der Geber und wer der Empfänger gewesen, und schließlich hielt Domenika die goldne Frucht mit beiden Händen umfaßt, und Cencio hatte seinen breiten Hut wieder auf seine zerzausten Locken gestülpt, und ihr noch ein Abdio mit der Hand zuwinkend, tanzte er über die Treppe hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Andreas Rudolph Bodenstein.

Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Von Carl Stöcker.

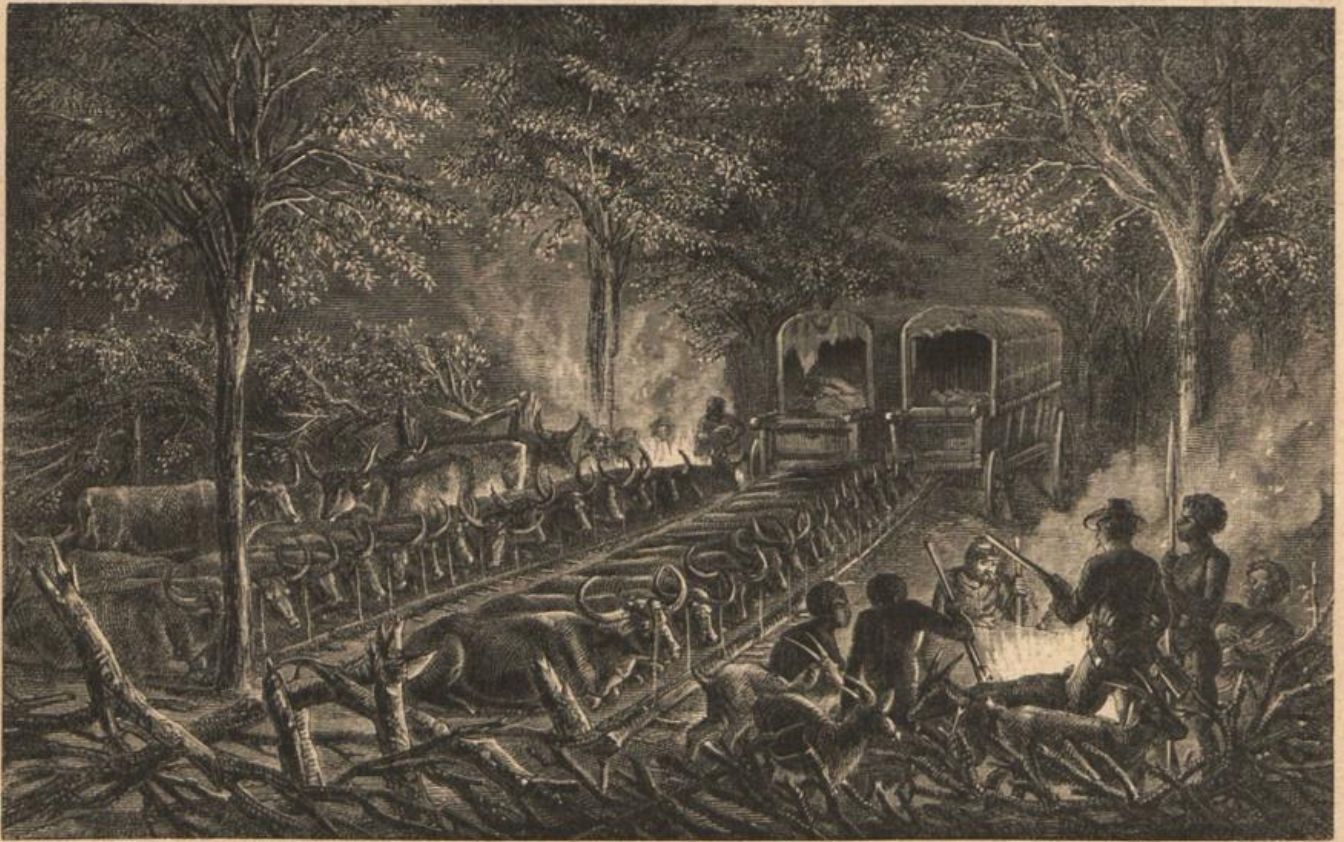
Nach den Worten des Dichters ist die Weltgeschichte das Weltgericht. Leider gehört es nur durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß eine von Vorurteilen und einseitiger Auffassung

beengte Geschichtsforschung zuweilen eine Darstellung gibt, die in keiner Weise der Wahrheit entsprechend ein durchaus falsches Bild liefert. Sei es, daß das hervorragend Gute verschwiegen

und der dem Urteile der Nachwelt Ueberlieferte unverdient hart und absprechend beurteilt wird, sei es, daß durch rosig gefärbte Schilderung dem Betreffenden ein Glorienschein verliehen wird, der gleich einem leicht in der Luft schwebenden Hauche schwindet, wenn man zu den direkten Quellen der Geschichtsforschung hinabsteigt, um auf echten, unverwischten, ungekünstelten Spuren den früheren Verhältnissen und Beziehungen und vor allen Dingen der Denk- und Handlungsweise des Betreffenden nachzuforschen. Einer der Haupthelden der Reformationszeit, der „sanftmütige, liebevolle und weichherzige“ Melanchthon, erscheint uns z. B. in recht sonderbarer Beleuchtung, wenn wir seinen Brief lesen, in dem er, über die in Genf stattgefundene Verbrennung des unglücklichen spanischen Arztes Michael Servet frolockend, dem Fanatiker Calvin seine volle Anerkennung, Zustimmung und Befriedigung betreffs dieser abscheulichen Tat kundgibt. Anders dagegen erscheint uns der eifrige und Unabhängigkeit liebende Bodenstein, der unter dem Namen Karlstadt bekannt, schon durch

seine wechselvollen Beziehungen zu den Reformatoren und durch sein viel und mannigfach bewegtes Leben ein größeres Interesse erregt. Ein Mann, den weder Fürstengunst noch materielle Vorteile blenden und zur Verleugnung seiner besseren Ueberzeugung verleiten konnten, ein Mensch, der unter den schwersten Schicksalsfügungen und Prüfungen sich die Achtung und Wertschätzung hervorragender Zeit- und Berufsgeoffenen trotz tiefgehender Meinungsunterschiede zu waren wußte, muß unbedingt mehr gewesen sein, als ein planloser wüster Eiferer, als ein Vandal und Zerstörer, als ein Unruhestifter und Hezer, wie er gewöhnlich geschildert wird.

Andreas Rudolph Bodenstein nannte sich gewöhnlich Karlstadt, oder auch schlecht latinisirt: Carolostadius. Es war der Name seiner in Franken gelegenen Heimatstadt, den er angenommen hatte. War es doch in der Reformationszeit bei den Gelehrten zum allgemeinen Brauch geworden, daß sie ihre Familiennamen entweder in lateinischer oder griechischer Uebersetzung gebrauchten,



Nachtlager von Boeren in Südafrika. (Seite 383.)

oder sonst irgend eine hochtönende und vollklingende Benennung sich beilegte. Sein wahrscheinliches Geburtsjahr ist zwischen 1479 und 1482 anzunehmen, mit Bestimmtheit konnte in dieser Beziehung nichts ermittelt werden. Den Grund zu seinen Studien legte er in der Heimat, indem er die unumgänglich notwendige Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache sich aneignete, ehe er, um umfangreichere wissenschaftliche Studien zu pflegen, in die weite Welt hinaus wanderte. Nach längerer Wanderschaft weilte er in Rom, um Theologie zu studiren, und als die Universität in Wittenberg eröffnet wird oder wenigstens kurze Zeit darnach, findet er sich in dieser befestigten kurfürstlichen Elb-Residenzstadt ein, um als Universitätslehrer zu wirken. Zunächst war er Canonikus bei der Schlosskirche und Archidiaconus bei der Stadtkirche; als anno domini 1512 Martin Luther sein theologisches Doktorexamen bestand, war es Bodenstein, der unter den Examinatoren den ersten Rang einnahm und wie es in der Chronik heißt: „Lutherum zum Doktor creirte.“

Denn Bodenstein war schon seit dem Jahre 1502, als er den Grad eines Doktors der Theologie erreicht hatte, Professor der Theologie an der Wittenberger Hochschule. War Bodenstein der hervorragendste Lehrer Luthers gewesen, so war er auch anno

1517 unter den ersten, die Luthers reformatorische Wirksamkeit begeistert anerkannten und nachhaltig unterstützten. Mit vollem Rechte kann behauptet werden, daß das hohe Ansehen und der Ruhm der Gelehrsamkeit Bodensteins das erste Wirken Luthers in außerordentlicher Weise begünstigte.

Als Johannes Eck den Martin Luther und seine bekanten Thesen in einer Schrift angegriffen hatte, verteidigte Bodenstein im Jahre 1518 mit einer Gegenschrist Luthers Bestrebungen. 1519 am 27. Juni begann in der Pleißenburg in Leipzig im Beisein Luthers und Melanchthons eine mehrere Tage andauernde, scharfe Disputation zwischen Bodenstein und Johannes Eck, die, one ein befriedigendes Resultat aufzuweisen, die Veranlassung zu weiteren Streitigkeiten und größeren Anfeindungen gab.

Luther machte seine bekante Reise nach Worms, wurde dann unter hoher Protektion auf der Wartburg sicher untergebracht und Bodenstein, ein energischer Charakter, tat, was er der Zeit und den Umständen angemessen erachtete. Die Bildwerke in den Kirchen und die Drenbeichte waren ihm am meisten verhaßt, er wirkte für deren Beseitigung, ebenso energisch brach er mit den Vorschristen, die der römische Papst seinen Dienern gegeben hatte, er verheiratete sich.



Der wundertätige Koranspruch. (Seite 384.)

Bodenstein muß eine außerordentliche Rednergabe besessen haben, denn als er zu Weihnachten 1521 in deutscher Sprache predigte und das Abendmal in beiderlei Gestalt reichte, ereignete es sich, daß begeisterte Anhänger der Reformation die zum Teil aus Zwickau sich eingefunden hatten, ihren Empfindungen durch übereilte Taten sogleich Ausdruck verschafften, und Bilder, Statuen etc., soweit dieselben religiösen Zwecken dienten, zerstörten und vernichteten.

1522 traf Luther in Wittenberg wieder ein, um die sich vollziehende und immer tiefer in das Volksleben eingreifende, mächtige Bewegung zu zügeln und zu beherrschen. Daß Bodenstein die Privatmessen indessen abgeschafft hatte, gefiel ihm außerordentlich, anderes hingegen konnte durchaus nicht seinen Beifall finden; es scheint, daß in dieser Zeit eine tiefgehende Entzweiung zwischen Bodenstein und Luther platzgriff, ein Mißverständnis, das aus der Charakterschiedenheit der beiden resultierte.

Luther hatte die Zuneigung und Protektion der Fürsten und Vornehmen gefunden, er mochte derselben nicht entbehren; Bodenstein hingegen war der Volksmann, der rückhaltslose Demokrat, dessen Empfindungen und Ansichten den Machthabern unmöglich zusagen konnten.

Er begab sich auf ein Dorf hinaus, verrichtete Feldarbeit, verzichtete auf seine akademische Würde und Aemter und lebte von dem Ertrage seiner Arbeit, in dieser Zeit mochte er sogar von seinem Dokortitel nicht gern etwas hören. So eigentümlich nun dieser Vorgang immerhin erscheinen mag, so darf man durchaus nicht annehmen, daß er in dieser Beziehung vereinzelt dagestanden hätte; in der Schweiz, wo der mit der Reformation sich teilweise vollziehende Umgestaltungsprozeß mehr einen demokratischen Charakter hatte, hatte Zwingli angeregt, daß die akademische Jugend sowol, als auch die Träger der Wissenschaft, die Lehrer der Hochschulen, praktisch arbeiten möchten.

Verschiedene hochangesehene Gelehrte betrieben in damaliger Zeit wol nebenbei ein Handwerk und waren in den Kunststuben eingetragen und als Erwerbsgenossen vollberechtigt.

Als im Jahre 1524 Bodenstein zum Pfarrer in Orlamünde erwählt wurde, entfernte er auch dort die Bilder und Statuen aus den Kirchen und ver kündete von der Kanzel im Widerspruch mit Luther, daß der Leib und das Blut Christi im Abendmal nicht wahrhaftig gegenwärtig sei. Da der Kurfürst von Sachsen den energischen und eifrigen Bodenstein in Verdacht hatte, daß derselbe mit Thomas Münzer verbündet sei, erteilte er den Befehl an Luther, in derber Strafpredigt gegen Thomas Münzer und die „Sakramentierer“ zu Jena aufzutreten.

Luther hielt diese Predigt am 22. Juni 1524 in der Kirche zu Jena, Bodenstein war gegenwärtig und fand sich veranlaßt, am Nachmittage desselben Tages ernste Rücksprache mit Luther darüber zu nehmen. Beide mochten an Heftigkeit der Ausdrucksweise einander gleich stehen, Bodenstein scheint jedoch mit seiner rückhaltslosen und offenen Meinung den Sieg errungen zu haben, denn Luther erklärte schließlich, daß die gegenseitige Widerlegung in „öffentlichen Druckschriften“ ausgetragen werden solle, „gab ihm auch zu dem End einen Dukaten auf die Hand“.

Am 24. August desselben Jahres kam Luther auf Verlangen der Einwohnerschaft nach Orlamünde, um dort in gewaltiger Rede und gehaltvoller Predigt gegen den Ueberhand gewinnenden Einfluß Bodensteins anzukämpfen. Trotz aller Bemühung Luthers blieb die Einwohnerschaft von Orlamünde Bodenstein und den von ihm verkündeten Ansichten und Grundsätzen getreu und Luther mußte unverrichteter Dinge abziehen.

Bodenstein fuhr fort, in der bisherigen Weise zu wirken und wurde vielleicht Bedeutenderes geleistet haben, wenn nicht der Kurfürst von Sachsen ihm anbefohlen hätte, in kürzester Zeit das Land zu räumen. Bodenstein zog, von seinem treuen Weibe begleitet, zunächst nach Straßburg und von dort nach Basel. Aufällig erscheint, daß Bodenstein die Geistlichen wenig oder gar nicht aufsuchte, in Basel nam man es gewaltig übel, daß er sich nicht mit seinen Kollegen besprochen hatte, obgleich man wußte, daß er gelegentlich seiner ersten Anwesenheit in Zürich ebenso wenig Zwingli aufgesucht hatte.

Von Basel aus richtete Bodenstein an die Gemeinde zu Orlamünde einen Brief, in dem er sich beklagte, daß er unüberwiesen wäre vertrieben worden, gab auch einige kleinere Bücher heraus.

Als anno 1825 „der Bauren-Tumult entstand“, meldet die Chronik, eilte Bodenstein nach Rothenstein; dort wäre es ihm bald

übel ergangen, verschiedene Geistliche wurden zur Strafe gezogen, er kam in große Gefahr, so daß seine Anhänger genötigt waren, ihn in einem an einem Seile befestigten Korbe über die Stadtmauer hinunter gleiten zu lassen.

In einem besonderen Traktat bewies er das Ungerechte seiner Verfolgung, und da er jetzt mittellos war, richtete er an seinen ehemaligen Schüler Martin Luther die Bitte, den Druck des Buchleins zu vermitteln, was dieser auch ausführte.

Luther tat noch mehr, er erwirkte im Jahre 1526 vom Kurfürsten die Erlaubnis, daß Bodenstein mit seiner Familie wieder nach Sachsen frei und unbehellig zurückkehren konnte. Die alte Freundschaft schien wieder zu erblühen, denn als Bodenstein mit Familie zurückgekehrt war und einen Sohn taufen ließ, wählte er Justus Jonas, Melanchthon und Luthers Frau zu Taufzeugen.

Es ging Bodenstein und seiner Familie damals sehr schlecht, drückende Nahrungssorgen, Elend und Mangel machten sich geltend. Bodenstein wollte sich nicht zu Luthers Ansichten bequemen, andere Ursachen, vielleicht auch die Ungnade des Landesherrn mochten dazu beitragen, daß er keinen Gehalt und keine Unterstützung erhielt. Während seines Aufenthaltes zu Remberg und Segern war seine Notlage so groß, daß er seine hebräische Bibel als letzten Wertgegenstand veräußern mußte, während Luther und Melanchthon ein behagliches, gegen Sorgen geschütztes Dasein führten.

1529 wanderte Bodenstein mit Weib und Kindern wieder in die weite Welt, erst ging die Reise nach Ostfriesland und anno 1530 von dort wiederum nach Straßburg, und weiter nach Basel und Zürich. Dort brachte er bei seiner Ankunft nichts mit, als sein Weib und seine drei Kinder, meldet ein Zeitgenosse.

In Zürich bedurfte es keiner Fürstengnade, um Unterkunft und Nahrung zu finden, Zwingli nam sich des notleidenden Amtsbruders in waderer Weise an. Bodenstein wurde Diakon und Prediger an der Spital- oder auch Predigerkirche und bald darauf erhielt er die Pfarrerstelle zu Altstetten im Rheintal. Als Zwingli in der Schlacht bei Cappel anno 1531 den Heldentod gefunden hatte (worüber sich Luther in liebloser Weise äußerte!), war Bodenstein in Altstetten nicht mehr sicher, er begab sich mit seiner Familie anno 1532 nach Zürich zurück, verblieb dort bis auf weiteres und von seiner Begabung zeigt der Umstand, daß er wöchentlich 5, zuweilen auch 6 Predigten hielt.

Anno 1534 kam von Basel ein ehrenvolles Schreiben, das ihn dorthin berief, Bodenstein lehnte ab, als aber die Baseler eine Deputation zu gleichem Zwecke an ihn nach Zürich sandten, willigte er ein und die Chronik berichtet uns, daß er noch im gleichen Jahre in Basel zum „Professore Theologiae und Veteris Testamenti“, anno 1535 zum Pfarrer zu St. Peter und anno 1537 zum Rectore dortiger hohen Schule erwählt worden.

Wie einige Jahrzehnte zuvor in Wittenberg, so stand auch bald in Basel der schwer- und vielgeprüfte Bodenstein in hohem Ansehen, allgemeine Achtung und Anerkennung wurde dem Manne in dem demokratisch-geleiteten Gemeinwesen zu teil und mochten schließlich auch einen beruhigenden und versöhnenden Einfluß auf sein Gemüt ausüben. Hatten schweizer Theologen (Decolampadius, z. deutsch: Hausschein, und Zwingli) in Wort und Schrift seine Partei gegenüber Luther und Melanchthon ergriffen, so war es auch die Schweiz, die dem vielgewanderten, seine Unabhängigkeit stets wahren Manne ein dauerndes und schließlich sicheres Asyl bot.

Am 24. Dezember 1541 starb Andreas Rudolph Bodenstein an der Pest in Basel. Unter anderen kleineren Abhandlungen werden 19 Schriften von ihm in deutscher Sprache, und 5 Schriften von ihm in lateinischer Sprache verfaßt, als literarischer Nachlaß erwähnt.

Nicht uninteressant ist die Chronik, die uns treuherzig versichert: „Vornach von ihm unwahrhaftig ausgestreuet worden, daß er in seiner letzten Krankheit von einem Gespenst geplaget worden sey, ihm dreß Tag vor derselben während dem Predigen auff der Kanzel ein langer Mann so hernach verschwunden, gewunken habe, ja, daß er in der Verzweiflung gestorben oder gar bey lebendem Leib von bösen Geistern hingeriffen, und sein Haus nach seinem Tod mit Forder-Geistern beunruhigt worden sey.“

Sein im Jahre 1528 geborener Sohn Adam erlor als Beruf die Ausübung der Medizin, war ein eifriger Anhänger des Theophrastus Paracelsus, verfocht nach dessen Weggang von Basel aufs energischste dessen Lehrsätze und Absichten, soweit dieselben die Medizin berührten (Theophrastus Paracelsus war in religiöser

Beziehung der katholischen Kirche ergeben) und fürte nebstdem, wie seine Zeitgenossen berichten, „ein freyes Leben.“ Als anno 1576 die Pest in Basel verheerend einriß, verfertigte er einen Thieriac, welcher alle, die ihn brauchten, vor der Seuche und ihrer Einwirkung schützen sollte, allein des folgenden Jahres mußte er selber an der Pest sterben.

Mehrere Schriften des Paracelsus gab er in deutscher und in lateinischer Sprache heraus, von seinen eigenen im Druck erschienenen Schriften werden besonders erwähnt: Philosophischer Ratsschlag von der Pest, Basel 1576, ferner ein Brief an die Jünger der Alchimie zu beständigen sowie drei kleinere Schriften in lateinischer Sprache.

Die Aegyptiologie und die Entzifferung der Hieroglyphen.

Von Dr. Ep.

Der unlängst von den Zeitungen gemeldete Tod des Aegyptiologen und Entdeckers altägyptischer Denkmäler Mariette-Bey, des Direktors und Begründers des altägyptischen Museums zu Bulak, dem Hafen von Kairo am Ufer des Nils, und die Schilderungen, welche die Zeitschriften über das Leben und Wirken des merkwürdigen Mannes gaben*), riefen dem Schreiber dieser Zeilen lebhaft die Jahre seiner Studienzeit an der Universität Berlin zurück, wo es ihm vergönt war, in den märchenhaften Räumen der ägyptischen Abteilung des neuen Museums den lichtvollen Vortrag zu lauschen, welche Professor Brugsch — gegenwärtig als hoher ägyptischer Beamter in seinem Forschungsberufe angestellt — über die Wunderwerke Altägyptens seinen begeisterten Hörern und Jüngern hielt, über jene Menschenwelt, die älter als alle Kulturgeschichte auf Erden, in riesenhaft unvergleichlichen und in tausendfach gearteten Denkmälern zu uns spricht. Denn Aegypten ist noch heute so eigenartig und reizvoll wie zu den Zeiten des Vaters der Geschichte, des Altgriechen Herodot, der schon vor 2300 Jahren seinen Landsleuten erzählte, das Niltal enthielte mehr Merkwürdigkeiten und Wunder als alle andern Länder der Erde zusammen. Aber auch populär ist Aegypten, d. h. dem Manne aus dem Volk seinem Namen nach wol bekannt. Denn ein jeder hat aus der Bibel von dem Lande der Pharaonen gehört. Er kent die Städte Pithan und Ramfies der Bibel, wo die Aegyptier die Söhne Israels zu hartem Frondienste anhielten, darüber es (2. B. Mose Kap. 5, 6) heißt: „Darum befahl Pharao den Vögten des Volkes und ihren Antleuten und sprach: Ihr sollt dem Volke nicht mehr Stroh sammeln und geben, daß sie Ziegel brennen

wie bisher, laßt sie selbst hingehen und Stroh zusammenlesen.“ — Die Stadt des Ramfies aber nennen die ägyptischen Denkmäler die Stadt Tanis im Lande Gosen im Nordosten des Nildelta, und eigentümlich angewendet von dem Hauch der Geschichte muß sich jeder füllen, dem jene Bibelworte gegenwärtig sind, wenn er in dem Aegyptischen Sal des Berliner neuen Museums den mit Stroh vermischten Lehmziegelstein erblickt, der aus Tanis im Lande Gosen stammt und auf welchem deutlich und heute lesbar der Hieroglyphenstempel Ramfies II. aufgedruckt ist, jenes ägyptischen Königs, der vor 3700 Jahren zu Tanis residierte, den die Griechen Sesostris nannten und der nach der ägyptiologischen Forschung kein anderer ist als der Pharao der Bibel in der zitierten Stelle, genant der Pharao der Bedrückung*). Aber auch abgesehen von den Erzählungen der Bibel, wer hätte nicht von den Aegyptischen Pyramiden gehört, jenen Denkmälern, so einzig in ihrer Art, deren Unzerstörbarkeit treffend ein arabisches Sprichwort kenzeichnet, welches lautet: „Die Zeit spottet aller Dinge; aber die Pyramiden spotten der Zeit.“ —

Heute ist die Erforschung Altägyptens, seiner Geschichte und Kultur, bereits eine völlig neue Wissenschaft geworden, für die eigene Universitätsstühle mit Bibliotheken und Zeitschriften und eine Schar berühmter Lehrer und eifriger Schüler wirken, alle diese geleitet durch eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts, welche, so lange der Begriff und Name „Wissen“ geehrt und gefant sein wird, zu den größten Taten menschlichen Scharfsinns gerechnet werden muß: Das ist die Entzifferung der Hieroglyphen, von welcher zunächst wir heute dem freundlichen Leser eine kurze, gemeinverständliche Darstellung geben wollen.

Die Auffindung dieses wunderbaren Schlüssels zu den Geheimnissen Altägyptens, wäre trotz aller günstigen Umstände, die am Anfang dieses Jahrhunderts zur Vollführung des Werkes zusammen wirkten, dennoch unmöglich gewesen, wenn nicht schon in früheren Jahrhunderten durch Fürsorge gelehrter Männer die sogenannten „koptische Sprache“ uns erhalten und durch Druckwerke vorhandener Manuskripte und durch wissenschaftliche Behandlung des Textes für unser Verständnis gerettet worden wäre. Diese koptischen Literaturwerke — und dies ist zum Verständnis des Folgenden vor allem festzuhalten — stellen nämlich nichts anderes dar als die in den ersten Zeiten des Christentums, also vor etwa 1800 Jahren gesprochene Sprache der damaligen Aegyptier, jedoch wiedergegeben und aufgeschrieben in griechischen Lettern, denen nur zum Ausdruck für einzelne der griechischen Zunge fremde ägyptische Leute, einige besondere, neue Buchstabenzeichen hinzugefügt wurden. Da nun die damalige ägyptische, die „koptische“, Sprache von der Sprache der Altägypter in der früheren Pharaonenzeit nur sehr wenig abwich (keineswegs soviel, wie die heutige italienische von der alten römischen Sprache), so waren also durch die koptischen Bücher die altägyptischen Laute in griechischer Schrift aufbewahrt und unserer Kenntnis zugänglich geblieben. Diese koptischen Schriftwerke bestanden vorzüglich in einer Uebersetzung der meisten biblischen Bücher in griechisch geschriebener, koptischer Sprache, vor allem der Evangelien, deren sich noch heute die Geistlichen der koptischen Christen in Aegypten**) bei ihrem Gottesdienste bedienen.

*) Der älteste Son dieses Pharaos, genant Chamus, wurde in seinem Mumienleichenam, mit einer goldenen Maske bedekt, von Mariette neben einem eingestürzten Apisgrab aufgefunden. Dieser Son Ramfies II. war Oberpriester von Memphis, und seiner wird in den Inschriften oft als eines besonders frommen Prinzen gedacht. Um ihn vor andern zu ehren, scheint man ihn unter den heiligen Stieren bestattet zu haben.

**) Die koptischen Christen gehören zu der Sekte der sogenannten Monophysiten, d. h. derjenigen Christen, welche nur eine Natur (die

*) August Edouard Mariette, geboren 1821 zu Boulogne, widmete sich früh der Wissenschaft der alten Sprachen, unternam 1850 mit Unterstützung der französischen Regierung seine erste Reise nach Aegypten, wo sein Name durch glänzende Entdeckungen alsbald berühmt wurde. Vom Vizekönig von Aegypten mit der Leitung der Ausgrabungen betraut, die in ganz Aegypten vorgenommen werden sollten, unternam er es, die verfallenen und verschütteten Tempel und Denkmäler zu Assuan, Theben, Abydos, Memphis und Tanis freizulegen, und er führte seine Riesenaufgabe im Kampf mit den schwierigsten Verhältnissen mit bewundernswürdiger Energie und Ausdauer zu Ende. Die große Fülle der kostbarsten Denkmäler und Gegenstände aus dem Altertum, die bei diesen Ausgrabungen ans Tageslicht gefördert wurden, sind alleamt in dem auf Kosten der ägyptischen Regierung erbauten und von Mariette geleiteten Museum zu Bulak aufgestellt, wo sie heute das Staunen und die Bewunderung aller Reisenden erregen. Zur Durchforschung der Pyramiden von Sakkara (bei Memphis, weitab vom Westrande des Nils) hatte sich Mariette mitten in der Wüste ein Haus erbaut, wo er volle vier Jahre lang, abgeschlossen von aller menschlichen Kultur, seinem Entdeckungsberufe lebte. Hier gelang es ihm, die berühmten Apisgräber aufzufinden. („Apis“ wurden die seit uralter Zeit von den Aegyptern göttlich verehrten heiligen Stiere genant.) Hören wir, wie er mit eigenen Worten die Eröffnung eines solchen Apisgrabes schildert: „Ich gestehe, daß, als ich am 12. November 1871 zum erstenmal in die Apisgräbe eindrang, ich so tief von Erstaunen ergriffen ward, daß diese Empfindung, obgleich eine Reihe von Jahren seitdem vergangen sind, noch immer in meiner Seele nachklingt. Ich war so glücklich, ein noch völlig unberührtes Apisgrab aus der Regierungszeit Ramfies II. aufzufinden. Volle 3700 Jahre hatten nichts an seiner ursprünglichen Gestalt und an seinem inhaltlichen Zustande zu ändern vermocht. Die Fingern des Aegypters, der einst den letzten Stein in das Gemäuer einsetzte, welches zur Bekleidung der Fär gedient hatte, waren auf dem Kalle noch erkennbar. Naakte Füße hatten ihren Eindruck auf der Sandsticht zurückgelassen, die zwiischen Tür und Grabmal in der Totenkammer lag. Nichts fehlte an dieser Stätte des Todes, in welcher seit nun beinahe vier Jahrtausenden ein balsamierter Ochse ruhte. Mehr als einem Reisenden wird es schrecklich erscheinen, hier jarelang in der Wüste zu leben. Allein Entdeckungen, wie die der Kammer Ramfies II., lassen Eindrücke zurück, denen gegenüber alles übrige in nichts versinkt und die man immer neu zu erleben wünscht.“

Was nun die wirklichen ägyptischen Schriftzeichen anbetrifft, die Inschriften auf den altägyptischen Denkmälern, so hatte man auf ihnen schon früh, ehe an eine Entzifferung zu denken war, drei verschiedene Schriftzeichen zu unterscheiden vermocht. Diese sind 1) die reinen Hieroglyphen, d. h. wirkliche Abbildungen von Gegenständen der Natur und Kunst und des täglichen Lebens, meist fein und sauber ausgeführt, auf Denkmälern aller Art in Stein eingegraben, auf Kalkwänden der Tempel, Säulen u. s. w., aber auch auf Holzgefäßen, Sargdeckeln u. c. ausgezeichnet und nicht selten mit prachtvollen, noch heute frisch erhaltenen, Farben gemalt; 2) die nach dem Vorgange eines griechischen Schriftstellers sogenannte hieratische oder Priesterschrift, die sich von der ersteren dadurch unterscheidet, daß ihre Zeichen bloß die flüchtigen Umrisse der Abbildungen darstellen und zwar in leicht herzustellenden, oft kaum mehr als Bilder zu erkennenden, abgekürzten Formen; endlich 3) die demotische oder Volksschrift, eingeführt zum Schnellschreiben und für den Gebrauch des Volkes. Sie zeigt eine noch weit mehr als die hieratische Schrift vorgeschrittene Vereinfachung der Bilderumrisse der Hieroglyphen, dergestalt, daß wirkliche Abbildungen von Gegenständen in ihr gar nicht mehr zu erkennen sind. Die beiden letzteren Schriftarten, zumal die zweitgenannte, finden wir vorzüglich auf den Papyrusrollen wieder, die uns erhalten sind. Die meisten religiösen, historischen und literarischen Papyrusrollen, welche wir besitzen, sind mit hieratischen Lettern geschrieben, während die demotische Schrift für die rein profane und private Mitteilung diente, die hieroglyphische aber dem festen Material der großen, heiligen Monumente vorbehalten blieb.

Nachdem bereits seit dem 17. Jahrhundert von verschiedenen Gelehrten zur Entzifferung der Hieroglyphen vergebliche Versuche gemacht und Hypothesen aufgestellt waren, die oft nicht minder ergötzlich klangen als die Deutung der Denkmäler selbst — glaubte man doch allen Ernstes eine Zeit lang, die Pyramiden seien nichts anderes als die von der Bibel erwarteten Kornspeicher, welche Joseph für die 7 Hungerjahre errichtet hatte, — da war es der Feldzug Napoleon Bonapartes nach Aegypten im Jahre 1798 — freilich dachte er, der nur die Vernichtung Englands im Auge hatte, wol am wenigsten an diesen Erfolg seiner Expedition — der den ersten Anstoß zur Lösung des Rätsels geben sollte. Die Gelehrten und Künstler, welche den Heereszug Napoleons begleiteten, unternahmen es, in rastloser, von keinem äußeren Hindernis beeinträchtigter Arbeit, jedes Denkmal, dem sie begegneten, genau und schön abzubilden, zu beschreiben und zu vermessen. Ihnen dankt zunächst in seiner äußeren Kenntnis das alte Aegypten seine

Wiederauferstehung; bald aber war es möglich, auch sein inneres Leben, Denken und Empfinden und seine in Nacht begrabenen, frühesten Schicksale an das Licht zu ziehen in der Entschleierung der Hieroglyphenschrift, und diese Möglichkeit ward gegeben durch Auffindung eines Denkmals von unschätzbarem Wert, der berühmten, dreisprachigen „Tafel zu Rosette“. Im Juli des Jahres 1799 hatte der französische Ingenieur-Kapitän Bonchard den Auftrag erhalten, vor dem Stadttore der Stadt Rosette (an der Deltamündung des westlichen Nilarmes) Schanzen aufzuwerfen, und hier fand er einen mit Inschriften versehenen Stein, der seitdem unter dem Namen „Der Schlüssel von Rosette“ auch in nicht wissenschaftlichen Kreisen bekannt geworden ist und eine wahre Weltberühmtheit erlangt hat*).

Der Stein von Rosette besteht aus schwarzem ägyptischen Basalt, ist 10 Fuß hoch und 3½ Fuß breit und hat leider durch Unvorsichtigkeit beim Ausgraben eine ziemlich große Ecke verloren. Drei Inschriften teilen sich in den Raum des Steines. Die erste besteht aus einer Hieroglyphenschrift, die zweite zeigt demotische Lettern, die dritte aber ist in griechischer Sprache geschrieben. Die 54 Zeilen, welche die griechische Inschrift in Anspruch nimmt, sind weniger als die Hieroglyphen verstümmelt, die vorhandenen Lettern aber alle gut erhalten und leicht lesbar. Das Ganze enthält ein Dekret der Priester zu Ehren des Königs Ptolemäus Epiphanes (lebte 204—181 vor Christus), welches, beginnend mit der weisshewigen Titulatur der Pharaonen, meldet, daß die Priester beschloffen hätten, dem Könige zum Dank für seine dem Lande bereiteten Wohlthaten die höchsten Ehrenbezeugungen durch Errichtung seiner Statue in den Tempeln u. a. m. zu bewilligen, und daß diese Bewilligung zum ewigen Gedächtnis auf diesen Stein geschrieben worden sei gleichzeitig in heiliger (hieroglyphischer), demotischer und griechischer Schrift. — Es ergab sich also aus diesem griechischen Inhalt unmittelbar, daß die beiden oberen, ägyptischen Inschriften des Steines denselben Sinn ausdrücken mußten als die griechische, d. h. daß die griechische eine wortgetreue Uebersetzung der ägyptischen Inschriften sei. Damit aber war zum ersten mal ein fester Anhalt für die Entzifferung ägyptischer Hieroglyphen gewonnen, und es war von nun an klar, daß man bei der Entzifferung der Hieroglyphen, wenn man überhaupt das Rätsel jemals lösen wollte, von diesem glücklichen Funde ausgehen mußte. — Ein wolgelungener Gipsabguß des Steines, von dem alsbald Kopien und Abdrücke in Kupfer- und Stein- und in alle Welt gesendet wurden, ist in dem Neuen Berliner Museum aufgestellt. (Fortsetzung folgt.)

*) Durch das Glück der Schlachten fiel die unschätzbare Tafel von Rosette den Engländern in die Hände, welche dieselbe auf einem schönen Säulenhinterbau in würdiger Weise im British Museum zu London aufgestellt haben.

menschlische) in Christus annehmen. Diese Kopten sind als die direkten Nachkommen der Aegyptier zur Pharaonenzeit anzusehen, da sie allein sich von Vermischung mit arabischen Elementen rein erhalten haben.

Eine Idylle im Erdbeben.

(Schluß.)

II.

Seit dem 10. August 1792 haben wir nichts von Lucile gehört. Die Tuilerien sind gefallen. Der auswärtige Feind über die Grenze getrieben, die Aufrührer im Land niedergeworfen.

Die siegreiche Revolution wendet ihre Waffen gegen sich selbst; sie frist, um uns der Worte des Girondisten Vergniaud zu bedienen, gleich Saturn ihre eignen Kinder auf.

Eins nach dem andern kommt an die Reihe.

Wir sind in der Schreckensherrschaft.

Die Guillotine ist in Permanenz.

Lucile lebt ihre Idylle fort.

Camille, der lustige „Prokurator der Laterne“, zupft den Menschenfresser Saturn neckisch am Bart und hat keine Ahnung von Gefahr.

Saturn trägt eine tadellose Toilette, hat glattes, wolfrisiertes Haar, ein graues, kaltes Auge, schmale Stirn: er heißt mit seinem unmythologischen Namen Robespierre.

Es ist der Winter 1793 auf 94.

Robespierre hat entdeckt, daß es nur einen Weg des Heils für die Republik gibt — den Weg, welchen er wandelt; und daß jeder, der nur um eines Haars Breite nach rechts oder links abweicht, ein Feind der Republik ist und von Saturn verspeist werden muß.

Ganze Scharen sind von dem Heilsweg abgewichen — die Männer der Commune von Paris, die Hebertisten nach links, Danton mit seinen Freunden nach rechts.

Und unter Dantons Freunden befindet sich Camille.

Der „Prokurator der Laterne“ wird gewarnt — er achtet es nicht.

Danton wird gewarnt, — er vertraut der Feigheit Robespierre's. „Er wird's nicht wagen!“ Danton ist in den Flitterwochen. Mit seiner jungen Frau — die erste, welche wir am 9. August 1792 mit Lucile zusammensahen, ist ihm gestorben — begibt er sich nach seiner Vaterstadt Arcis, um der Liebe zu leben, während Robespierre über das: „Er wird's nicht wagen!“ nachdenkt.

Danton und Camille werden von neuem gewarnt.

Camille hat eine heftige Szene mit Robespierre und sagt pater peccavi.

Danton kehrt nach Paris zurück, tut aber nichts.

Camille hat die Lektion bald vergessen, — er zupft Saturn wieder am Bart: er schreibt seinen „Petit Cordelier“ und fordert das Ende der Schreckensherrschaft. In seiner Weise. Natürlich felt's dabei nicht an Scherzen und Späßen.

Danton get Hand in Hand mit Camille.

Das Maß ist voll.

Mitte März fällt der Streich auf die Hebertisten — die Sünder nach links.

Bierzehn Tage später fällt er auf die Dantonisten — die Sünder nach rechts.

Noch einen Blick in die Idylle! Es ist der letzte. — Spät abends am 30. März 1792 (9. Germinal) sitzt Camille in seinem Zimmer und schreibt. Ihm gegenüber Lucile, heiter und frisch wie ein achtzehnjähriges Mädchen, mit irgendeiner Hausarbeit beschäftigt, bald nach dem geliebten Mann schauend, bald nach dem geliebten Söhnchen, das in seinem kleinen Bett schläft.

Ein Bild der Ruhe und des Glücks.

Da nahen sich schwere Schritte, von der Treppe ertönt Waffen-geklirr.

Lucile, Camille schrecken auf. Sie haben's begriffen: die Idylle ist zu Ende.

Die Abgehanten des Konvents sind an der Tür.

Camille, rasch gefaßt, öffnet ihnen; er umarmt sein Weib, das im Uebermaße des Schmerzes keine Tränen hat, küßt den kleinen Horace zärtlich, aber ganz sacht, daß er nicht aufwacht. Und fort geht's.

Wohin?

Vor das Revolutionstribunal.

Und vom Revolutionstribunal führen alle Wege zur Guillotine. —

Wie Lucile die Nacht zugebracht hat — wir wissen es nicht. Sie lebte in dem Mann ihrer Liebe. Sie mußte ihn retten oder sterben — das war der einzige Gedanke, dessen sie fähig war.

Aber gab es eine Möglichkeit der Rettung? —

Am andern Tag erhielt sie von Camille einen Brief aus dem Luxembourgefängnis.

„Meine Lucile,“ schrieb ihr der Todgeweihte, „meine Lucile, meine Besta, mein Engell! Das Schicksal führt in dem Gefängnis meine Augen nach jenem Garten, wo ich Dir jarelang mit den Augen gefolgt bin (den Garten des Luxembourg). Ein kleines Eckchen von Aussicht nach dem Luxembourg ruft mir eine Masse von Erinnerungen an unsre Liebe zurück. Ich bin von aller Welt abgeschlossen (au secret); aber niemals war ich in meinen Gedanken, in meiner Einbildung Dir, Deiner Mutter, dem kleinen Horace näher — so nahe, daß ich Euch mit den Händen zu berühren glaube. ... Ich werde meine ganze Zeit im Gefängnis damit zubringen, Dir zu schreiben. Denn für sonst nichts brauche ich meine Feder — am wenigsten für meine Verteidigung. Meine Rechtfertigung liegt in meinen acht republikanischen Bänden (der Revolutionen von Paris und Brabant!), das ist ein gutes Ruhefissen, auf dem mein Gewissen sanft schlummert in der Erwartung des Tribunals und der Nachwelt. ... Gräme Dich nicht zu sehr über diese Gedanken, meine teure Geliebte; ich verzweifle noch nicht an den Menschen und meiner Freilassung. Ja, meine zärtlich Geliebte, wir werden uns noch wiedersehen in dem Garten des Luxembourg. ... Adieu Lucile! Adieu Daronne (Kosname der Mutter Lucile's, der Madame Duplessis)! Adieu Horace! Ich kann Euch nicht umarmen, aber durch die meinen Augen entströmenden Tränen sehe ich Euch deutlich, und es ist mir, als drückte ich Euch an die Brust. ...“

Man sieht, Camille sucht sich und Lucile über das Hoffnungslose seiner Lage zu täuschen.

Es gelingt ihm aber schlecht. Und die Tränen, mit denen der Brief benetzt ist, strafen die Worte der Hoffnung Lügen.

Lucile hatte sich inzwischen soweit gefaßt, daß sie Schritte zur Rettung ihres Mannes tun konnte. Sie ging diesen, sie ging jenen um Fürsprache an — nirgends fand sie Hilfe, nirgends ein tröstendes Wort.

Für Camille Desmoulins eintreten, das hieß den Horn des Saturn-Robespierre herausfordern, das hieß den Tod herausfordern.

Was tun?

Plötzlich schießt ihr ein Gedanke durch den Kopf.

Robespierre hat sie einst geliebt, wenigstens ihr seine Liebe versichert; er war ihr und ihres Mannes langjähriger Freund; er war einer ihrer sechzig Trauzungen und Hochzeitsgäste — mit Ausnahme Dantons der einzige Ueberlebende. Die andern alle hat — binnen vierthalb Jahren! — die Revolution verschlungen. Und Danton stiet auf der Stufe zum Schaffot. Und Robespierre ist es, der ihn und Camille hinschickt. Was konnte sie von Robespierre hoffen?

Einerlei — sie hatte keine Wahl. Sie schrieb an Robespierre, rief ihm in brennenden Worten die Vergangenheit zurück, und

beschwor ihn, im Namen der alten Freundschaft, im Interesse der Republik, den besten der Republikaner: Camille, der nur einem Mißverständnis zum Opfer gefallen sein könne, zu retten.

Man weiß nicht, ist der Brief abgeschickt worden. Das Konzept hat man später in den Papieren Lucile's gefunden.

Abgeschickt oder nicht, Robespierre's Entschluß war gefaßt: er wollte Danton zeigen, daß er „es wagte“, und mit Danton mußte Camille fallen.

Dieser schrieb am 1. April, um ein Uhr morgens, noch folgenden Brief an Lucile, der, gleich dem soeben veröffentlichten, noch im Original vorhanden ist, und ebenfalls die Spur vieler Tränen trägt:

„Der Völkter Schlaf hat mich für eine Zeitlang von meinen Leiden befreit. Man ist frei, wenn man schläft. ... Der Himmel hat Mitleid mit mir gehabt. Noch vor einem Augenblick sah ich Dich im Traum; ich umarmte und küßte Euch der Reihe nach: Dich, Horace und Daronne, die bei uns war. Aber unser Kleiner hatte ein Auge verloren durch eine Erkältung, die sich darauf geworfen, und der Schmerz über dieses Unglück hat mich aufgeweckt. Ich fand mich in meinem Gefängnis. Der Tag fing an zu grauen. Ich erhob mich, um mit Dir zu plaudern und Dir zu schreiben. Aber die Einsamkeit, und als ich die Fenster öffnete, der Anblick der abscheulichen Gitter, die mich von Dir trennen — das war zuviel; meine Festigkeit schwand, ich fing an zu schluchzen und rief in meinem Grabe: Lucile, Lucile! O meine teure Lucile, wo bist Du? (Hier zeigt der Brief die Spur von Tränen.) Ich habe in der Wand meiner Zelle einen Riß entdeckt: ich legte mein Ohr daran und horchte. Ich hörte die Stimme eines Kranken, der Schmerzen litt. Er fragte nach meinem Namen. Ich nannte mich. „O mein Gott!“ rief er aus, als er den Namen hörte, und fiel auf das Bett zurück, von dem er sich erhoben hatte. Ich erkannte deutlich die Stimme Fabre d'Églantine's (des bekannten Dichters, von dem die Nomenclatur des französischen Revolutionskalenders herrührt). „Ja, ich bin Fabre,“ sagte er mir. „Aber du, wie kommst du her? Die Contre-revolution ist also gemacht?“ — O meine teure Lucile, ich wurde dazu geboren, Verse zu machen, die Unglücklichen zu verteidigen, Dich zu beglücken. ... Ich hatte eine Republik geträumt, die von jedermann angebetet wurde. Ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß die Menschen so wild und so ungerecht sind. Wie konnte ich denken, daß ein par Scherze in meinen Schriften, gegen Kollegen, die mich herausgefordert, die Erinnerung an meine der Republik geleisteten Dienste auslöschen würden. Ich mache mir kein Hehl, daß ich als Opfer meiner Scherze und meiner Freundschaft für Danton sterbe. ... Meine Lucile, mein süßes Herz*, mein Huhn von Cachant**)! Ich flehe Dich an, bleibe nicht auf dem Zweig sitzen; rufe mich nicht mit dieser klagenden Stimme, sie zerreißt mir das Herz in der Tiefe meiner Gruft. Krawze die Erde auf für Deinen Kleinen, lebe für unsern Horace, sprich ihm von mir! Du wirst ihm sagen, was er jetzt nicht verstehen kann, daß ich ihn sehr geliebt hätte! Trotz meiner Bein glaube ich, daß es einen Gott gibt. Mein Blut wird meine Feler, die Schwächen der Menschheit, abwaschen; und was Gutes an mir war, meine Tugenden, meine Liebe für die Freiheit — Gott wird es belohnen. ... Ich werde Dich eines Tags wiedersehen, o Lucile! Und bei meinem Abschied vor dem Schlechten — ist der Tod, der mich von dem Anblick so vieler Verbrechen befreit, ein so großes Unglück? ... Lebe wol, Lucile, meine Lucile, meine teure Lucile! Lebe wol, Horace, Daronne! Lebe wol, mein Vater! Ich sehe die Ufer des Lebens vor mir fliehen. Noch sehe ich Lucile! Ich sehe sie, meine Heißgeliebte! Meine gefesselten Hände umarmen Dich und mein vom Kumpfe getrennter Kopf läßt seine sterbenden Augen noch auf Dir ruhen.“

Der arme Camille! Seine „Scherze“ und Späße sind ihm verhängnisvoll geworden. Robespierre, die „wandelnde Formel“, versteht keinen Spaß und keine Späße. — Es ist vorbei mit den Scherzen und Späßen. Der „Prokurator der Vaterne“ hat keine Hoffnung mehr, auch nicht mehr die Kraft, Hoffnung zu heucheln. Ein herzzerreißender Brief ist nie geschrieben worden. —

* Im Original heißt es mon bon Loulou! Das Wort Lulu ist aber für uns so lächerlich geworden, daß sein Gebrauch an dieser Stelle den ganzen Eindruck verderben würde. Auch Wörter haben ihre Geschichte.

** Im Dorf Cachant hatte Frau Duplessis ein Landgut, das sie mit Camille und Lucile oft besuchte. Bei dem letzten Besuch war ihnen ein Huhn aufgefallen, das seinen Hahn verloren hatte, und Tag und Nacht, auf einem Zweig sitzend, Klage töne ausstieß.

Lucile ist stärker.

Es ist kein Moment mehr zu verlieren.

Am 1. April wurde Camille in die Conciergerie übergeführt und der Prozeß begann, dessen Ausgang nicht zweifelhaft.

Es gab nur noch eine Rettung — ein Volksaufstand.

Lucile sprach mit General Dillon, einem Freunde ihres Mannes, von der Nothwendigkeit, die Hinrichtung Camille's, Danton's und der Mitangeklagten zu verhindern. Dillon war im Gefängnis — die Gefangenen, mit Ausnahme der vor das Revolutionstribunal verwiesenen, verteten damals aber ganz frei mit der Außenwelt — er sprach mit anderen von der Sache.

Ein gewisser Laslotte, wahrscheinlich ein Spion Robespierres, hörte Andeutungen und zeigte dem Volksartsausschuß an, es bestünde eine „große Verschwörung des Auslands“ zum Sturze der Republik. —

Der Prozeß der Dantonisten wurde beschleunigt. Robespierre, der Angst bekam, ließ die Verteidigung abschneiden. Am 5. April wurden die Verhandlungen geschlossen — und die Angeklagten zum Tod verurteilt.

Camille hatte sich vor den Richtern tapfer benommen und auf die Frage nach seinem Alter die bekante Antwort gegeben: „So alt wie der Sanktultote Jesus als er starb.“ — Als das Todesurteil verkündet ward, brach er in Tränen aus, und rief händeringend: „O meine Frau, mein Kind! O mein unglückliches Weib!“

Er war mehr für die Iphigie gemacht, als für die Tragödie. Am Tage der Urteilsverkündung wurde das Urteil vollstreckt.

Camille, der auf dem Weg zum Blutgerüst seiner Verzweiflung freien Lauf gelassen hatte, raffte sich im letzten Moment zusammen und starb mutig.

Er ahnte nicht, daß das geliebte Weib ihm bald nachfolgen würde.

Die Denunziation Laslotte's führte zu zahlreichen Verhaftungen. Unglücklicherweise war ein Zettel Dillon's an Lucile aufgefangen worden; es stand durchaus nichts darin, was auch nur entfernt auf eine Verschwörung hindeutete, der Zettel reichte aber aus, Lucile ins Gefängnis und auf die Bank der Angeklagten zu bringen.

Lucile verteidigte sich nicht. Keine Roland, die bis unter das Messer der Guillotine schauspielerte, war sie nur Weib, einfach, natürlich, und hatte sie nur einen Gedanken: Camille. Und Camille war tot. Welchen Wert hatte das Leben noch? Sogar die Mutter trat hinter dem Weib zurück; der kleine Horace wurde vergessen. Sie wollte sterben.

„Lucile, schreibt ein Augenzeuge, schlug die Augen nicht auf; sie verriet keine Hoffnung, keine Furcht, antwortete bescheiden auf die Fragen der Richter, erwartete bescheiden ihr Urtheil.“

Ihr Wunsch wurde erfüllt.

Sie wurde am 13. April zum Tod verurteilt.

Heiter nam sie den Spruch hin, one Schmerzensäußerung, one erzwungene Gleichgültigkeit.

In der Eile schrieb sie an ihre Mutter: „Gute Nacht, liebe Mutter. Eine Träne entschlüpft meinen Augen; sie ist für dich. Ich werde in der Ruhe der Unschuld einschlafen.“ (Je vais m'endormir dans le calme de l'innocence).

Wie ein Kind vor dem Schlafengehen der Mutter gute Nacht sagt.

Und so ging sie aufs Schaffot — 8 Tage nach ihrem Camille. —

Drei Monate und einige Tage später fiel Robespierre's Haupt.

Poetische Lehrenlese.

Frühlingscinzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!

Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und krant zusammen seinen Wust
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Dr,
Ihn zausen bei dem weißen Bart,
Nach solcher wilden Buben Art,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der Frühling pocht und klopf ja schon —
Hörcht, hörcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet was er kann
Mit kleinen Blütenknospen an,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hülfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Junke Morgenwind,
Ein hausebadig rotes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein,
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und hörcht, und hörcht, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust!
Herein, herein du Frühlingslust,
Geschwinde, geschwinde.

Wilhelm Müller.

Die Schlacht von Majuba.

Der Majubaberg oder „Spizkop“, wie die Boeren ihn nennen, ist am 27. Februar des Jahres 1881 durch eine denkwürdige Waffentat für ewige Zeiten berühmt gemacht worden. Für ewige Zeiten, das heißt natürlich für die Menschengeschichte; und das ist keine Uebertreibung, denn der Sieg, den die tapferen Boeren, die würdigen Nachfolger der alten Friesen, der Stadinger und der schweizerischen Bauern hier erfochten haben, war nicht bloß eine glänzende Waffentat — deren gibt's leider nur zu viele, obgleich wenige, die ganz an diese heranreichen — er galt auch dem guten Recht, und er bedeutete obendrein einen Wendepunkt in der Geschichte des „dunklen Kontinents“. Und der dunkle Kontinent wird dereinst in der Geschichte der Menschheit so gut seine Rolle spielen, wie jetzt schon Amerika. Die Engländer, diesmal großmütig, haben den Versuch nicht gemacht, ihre Sieger durch Uebermacht zu erdrücken, sie haben den Sieg des guten Rechts anerkannt, und damit tatsächlich anerkannt, daß die vollständige Unabhängigkeit der südafrikanischen Kolonien nur noch eine Frage der Zeit ist, und zwar einer kurzen Zeit.

Die Boerenrepublik — das begreift jeder Engländer — ist der Kern, um den die Vereinigten Staaten von Südafrika sich kräftigieren werden.

Die Vereinigten Staaten von Südafrika werden aber dereinst den Vereinigten Staaten von Nordamerika würdig zur Seite stehen. Nachfolgend teilen wir in möglichst getreuer Original-Üebersetzung die — in Deutschland noch nicht veröffentlicht — Schilderung mit, welche ein englischer Offizier für den Londoner „Standard“ entworfen hat, eine Schilderung, die sich durch lebendige Anschaulichkeit ebenso auszeichnet wie durch natürliche Unparteilichkeit, und unbedingt die beste vorhandene Beschreibung der Schlacht am Majuba ist. Man wird sehen, daß der Engländer, welcher die Schlacht von Anfang bis zu Ende mitgemacht hat und nach der Katastrophe gefangen wurde, den Boeren nach jeder Richtung hin gerecht ist.

In der Nacht des 26. (Februar) war die letzte Feldpost gerade abgegangen. Die meisten unserer kleinen Gesellschaften im Lager waren ausgebrochen und bereiteten sich zum Heimgang vor in Erwartung des Hornsignals zum Lichtauslöschen (lights out bugle), als Oberst Stewart, General Colley's Stabschef, in mein Zelt hereinsah, und mir leise mittheilte, ich solle mich zum Abmarsch bereit machen, ein gutes Par-

Marfchierftiefel anziehen, mein Pferd fitteln laffen und keine Fragen ftellen. Wie ich fpäter erfur, hatte der General, welcher feit einiger Zeit bemerkt hatte, daß der hohe und anfehnlich unzugängliche Berg, der die rechte Flanke der Boerenftellung beherrfcht, zwar bei Tag von einem Boeren-Bidet bewacht, bei Nacht aber unbeſetzt war, — den Entſchluß gefaßt, dieſes Punktes ſich zu bemächtigen und ihn zu halten, und zwar möglichſt ſchnell, da der Feind ſonſt vielleicht noch rechtzeitig die Wichtigkeit der Poſition erkennen und ſie ähnlich wie den Laingsned verſchanzen würde. Während des Tages hatte man kleine Abteilungen Boeren in der Nähe des Gipfels geſehen. Es war alſo Eile nötig. Und ſo hatten 180 Hochländer (92. Regiment), 148 Mann des 58. Regiments, 150 Schützen (60. Regiment), 70 Blaujaden (Marineſoldaten) Befehl erhalten, um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr in dieſer Nacht zuſammenzutreten. Ich hörte, daß General Colley, der ſich des Erfolges ganz ſicher glaubte, von dem Wunſche beſeelt war, jedem Regiment in ſeinem Lager einen Anteil an dem Sieg zu geben, welchen er mit Beſtimmtheit erwartete. Er hoffte, daß 58. würde ſeine Niederlage am Laingsned, und die Schützen ihre Schlappe vom Ingago auswiſchen. So kam es, daß unſere kleine Streikraft, die nicht die Stärke eines ganzen Regiments hatte, aus Abteilungen von 4 Regimenten zuſammengeſetzt war.

Der General ſagte mir ſelber: „Ich bin entſchloſſen den Berg zu nehmen und ihn zu halten, bis die Verſtärkungen kommen. Sollte der Feind mich abzujchneiden verſuchen, ſo ſind ja die 60er und die Hufaren von Newcaſtle in der Nähe. Wir haben für drei Tage Nationen, und bis dieſe aufgeſezt ſind, müſſen wir in voller Sicherheit ſein.“

Trotz dieſer Zuverſichtlichkeit des Oberbefehlshabers ſonnte ich, während des Marſches unſerer Kolonne, den Gedanken nicht abwehren, daß unſer Unternehmen doch etwas verzweifelter Natur war.

Die Truppen marſchirten zur Zeit in lautloſem Schweigen von dem Sammelplatz vor dem Zelte des Generals ab. Die Befehle wurden geſüſtert und da die Nacht ungewöhnlich dunkel war, ſo durften wir uns der begründeten Hoffnung hingeben, den Ort unſerer Beſtimmung vom Feind unbemerkt zu erreichen. Bald nachdem wir das Lager verlaſſen, führte uns unſer Weg auf den ſteil aufſteigenden Abhang eines von dem Hauptberg ausſtralenden Bergrückens. Unſer langer ſchlangenartiger Zug ſah in der Nacht aus wie ein Streifen noch ſchwärzeren Finſterniſſes. Mit Ausnahme der wenigen im Vertrauen des Obergenerals, wußte bis jezt niemand, worum es ſich handelte. Ich habe aber in dieſem Kriege gefunden, daß die Soldaten an Nachtmärſchen meiſt ihre Freude haben, weil ſie der Meinung ſind, daß wir nur durch Nachtmärſche Vorteile über unſeren fürchtbaren Feind erhoſſen können (can hope to obtain some advantage over our formidable enemy). So kletterten alle vergnügt bergauf; es wurde häufig Halt gemacht, daß die Leute verſchnaufen, ja manchmal ſich auf ein par Minuten zum Schlafen hinlegen konnten.

Zu zwei Stunden hatten wir den Kamm des Bergrückens erſtiegen, — etwa 1500 Fuß über dem Punkt, von dem wir ausgegangen waren. Zwei Kompagnien Schützen wurden hier zurückgelaſſen, mit dem Befehl, ſich zu verſchanzen und die Verbindung mit uns zu unterhalten. Der Reſt marſchirte auf dem ſchmalen Kamm weiter, welcher den Bergrücken mit dem Laingsned beherrſchenden Hauptberg verbindet.

(Fortſetzung folgt.)

Nachtlager der Boeren. Die Illuſtration auf Seite 376 zeigt eine nächtliche Szene in einem Lande, deſſen Bewohner in letzter Zeit viel von ſich reden machten und deren heldenmütiger Kampf für ihre Unabhängigkeit vielfache Sympathien hervorgerufen hat. Es ſind, wie unſre Ueberschrift ſchon ſagt, Boeren (Buren oder Bauern), Bewohner des ſüdlichen Afrikas, welche, auf einem Zuge begriffen, mit ihren Ochſenwagen Halt gemacht haben, um die Nacht über zu raſten. — Intereſſiert uns ſchon die gemiſchte Geſellſchaft in ihrer eigentümlichen Gruppierung, ſo doch inſbeſondere die Bauern ſelbſt, von denen ſich einige neben den Eingebornen beim Zuge befinden. Welchem Zweck die Reiſe gilt, iſt zwar aus unſerm Bilde nicht beſtimmt zu erſehen, doch veranſchaulicht daſſelbe wenigſtens im kleinen „die groot trek“, d. i. der große Auszug, der in den Jahren 1836 und 1837 ſtattfand, als die Boeren, bedrängt von den Engländern und Kaſſern, ihre ſeit langem beſſeren Wohnſitze verlaſſen mußten. Wie allbekant ſein dürfte, ſtammen die heutigen ſüdafrikanischen Boeren von holländiſchen Deutſchen und hugenottiſchen Einwanderern ab, ſind aber zu einem gleichartigen Volke verſchmolzen. Bis zum Jahre 1806, wo die Kapkolonie den Holländern von den Engländern entzogen wurde, lebten ſie auch in politiſcher Unabhängigkeit. Ihre Arbeiten ließen ſie von Sklaven, die ſie alle politiſchen Rechte waren, verrichten und hielten ſonſt die feindlichen Kaſſenſtämme in gehöriger Entfernung von ihrer Landesgrenze. Weſentlich trug zur Sicherung ihrer politiſchen Lage aber der Umſtand bei, daß ſie im Beſitz von Feuerwaffen waren und durch ſtrenges Verbot verhinberten, daß ihre gefährlichſten Feinde in den Beſitz derſelben gelangten. Das änderte ſich allmählich nach der engliſchen Eroberung. Die Engländer namen zunächſt die Eingebornen in Schutz, und trieben dieſen Schutz ſogar ſoweit, daß ihre Häuſer einen Bauer, der 1815 ſeinen Hottentotten geprügelt, und der, deſwegen vor Gericht geladen, nicht erſchien, einfach erſchoſſen. Die Landsleute und Angehörigen des Erſchoſſenen empörend ſich, unterliegen urd die fünf Rädelſürer der Empörung werden zum Tode, deren Angehörige zum Zuſchauen bei der Prozedur des Hängens verurteilt. Der Galgen bricht aber unter den fünf Aufhängern zuſammen, ihre Landsleute glauben darin eine Hülfe des Himmels zu erblicken und jubeln, während die Engländer ruhig einen neuen

Galgen bauen und die bewußten fünf mit mehr Erfolg aufhängen. So erzählt man auch, daß, als am erſten Dezember 1838 die Freigebung der Sklaven erfolgte, bei welcher Gelegenheit die Eigentümer mit Geld abgefunden werden ſollten, die betreffende Summe, wenn beſpielsweiſe ein Sklave 20 000 Mark wert war, ehe ſie der Bauer erhielt, auf 800 Mark zuſammengeſchmolzen war. Währenddem ſtalen die Kaſſern den Bauern ungenüt das Vieh oder beſtändigen dieſe in ſonſtiger Weiſe. Als dieſe Pladerien den Bauern zu bunt wurden, verließen ſie in Scharen die Kolonie. Unbewegliches Eigentum mußten ſie natürlich zu Spottpreiſen verkaufen, und es ſoll vorgekommen ſein, daß ein ſolcher „trek boer“ ein Stück Land, das heute zwanzigtauſend Mark Wert hat, für eine Flaſche Schnaps hingab. Bei Gelegenheit dieſes Auszuges benutzten ſie denn auch den durch unſre Illuſtration dargeſtellten Wagen, der auf ſeinem Hintergeſtell ein tonnenartiges Zelt hat, welches als Schlafgemach für die Frauen dient; auf das Vordergeſtell werden die übrigen Wirtſchaftsgeräte gepackt. Gezogen wird der Wagen von 6, 8, 10 und auch 12 Paar Ochſen, die an lange, ſchiffſtauartige, aus Lederriemen geflochtene Seile geſpannt ſind. Geleitet wird er durch einen „Vorlooper“, einen ſchwarzen Jungen, der das vordere Ochſenpar an einem Stirnriemen führt. Das geſamte Vieh wird von den Bauern natürlich mitgenommen. Freiheit und Unabhängigkeit war, was ſie ſuchten, und ein fruchtbares Stück Land, wo ſie ihre Herden weiden und Getreide bauen konnten. In kleinen Trupps wankten ſie ſich nach Nord und Süd, überall von den räuberiſchen Eingebornen bedröht und belämpt, ſodaß viele in dieſen Kämpfen umkamen. Und wenn ſie ſich ihrer Feinde erwert und dieſe vertrieben hatten, dann kamen die Engländer, welche ſich vorher garnicht um das Bol und Wehe der Bauern gekümmert, und namen Beſitz von ihrem Lande und erklärten ſie ſelbſt für Untertanen der britiſchen Krone. So erging es den Boeren, als ſie ſich ſüdlich des Baalſtromes, in Natal, niederließen hatten, nachdem erſt hunderte ihrer Angehörigen, Männer, Weiber und Kinder, von den Zulus menſchlings in der ſcheußlichſten Weiſe gemordet worden und ſie über die Zulus nach ungeheuren Anſtrengungen den Sieg erfochten, und daſſelbe Schickſal war ihnen beſtimmt, als ſie ſich nördlich des Baal wankten und dort eine neue Republik (Transvaal) begründeten. Nach übereinkommenden Angaben ſoll der Boden Transvaals ſehr fruchtbar ſein, außerdem aber auch noch ſehr reiche Schätze an Gold, Silber, Kupfer, Queckſilber, Zinn, Kobalt bergen. Dazu kommen noch große Steinſolener Lager und endlich, daß man zu Ende der ſechziger Jahre an den Ufern des Baalfluſſes Diamanten fand. Die Engländer wußten alſo wol — abgeſehen von andern Gründen — ſehr gut, warum ſie ſich dort feſtſetzten. Die Entdeckung dieſer Schätze zog dann aber auch eine Maſſe Fremde, vielfach Abenteuerer, herbei, und es iſt nur zu natürlich, daß dieſe fremden Elemente eine Umwälzung in den Verhältniſſen der ſüdafrikanischen Bauernrepublik erzeugten. Biſher hatten die den Wein-, Getreidebau- und Viehzucht treibenden Boeren in althergebrachter, ſchlichter Weiſe gelebt, jezt machte ſich ein leiſenſchaftliches Jagen nach Reichtum geltend. Hatte das ſtrenges Verbot des Waffenverkaufs an die farbigen Eingebornen letztere immer noch gegen die zähen Bauern im Schach gehalten, ſo änderte ſich auch dieſes jezt, indem Gewere in Maſſen verkauft wurden — man machte dabei ein hübsches Geſchäft, indem die Kaufleute nicht weniger als 400 Prozent Gewinn hatten —, wodurch die Macht der Kaſſern bedeutende Unterſtützung fand. Ein neuer Krieg der letzteren mit den Transvaal-Boeren war denn auch die Veranlaſſung zur Annexion des Landes ſeitens der Engländer. Viele behaupten jedoch, England habe ganz andere Gründe gehabt. Im J. 1872 war nämlich L. Burgers, ein in der Kapkolonie geborner Afrikaner, der lange in Holland gelebt und dort akademiſche Bildung geſonnen hatte, zum Präſidenten der Republik gewählt worden. Transvaal gänzlich zur Unabhängigkeit zu verheſſen, war ſein einziger Gedanke und dieſen wollte er verwirklichen durch Schulen und Verbeſſerung der Verkehrsmittel. Zu letzterem Zwecke plante er den Bau einer Eiſenbahn von Pretoria nach Delagoa-Bay, einer ſpaniſchen Beſitzung. Zu dem Zwecke begab er ſich nach Europa und ſchloß dort die nötigen Verträge ab, aber ehe das Projekt verwirklicht werden konnte, brach ein Krieg aus mit Secocoeni, dem Häuptling einer Nation Eingeborner an der Nordoſtede des Transvaals. Hören wir was der Miſſionär Dr. Wangemann über die Situation ſagt: „So lange die Transvaalier genötigt waren, alle Erzeugniſſe des Landes nach Natal zu bringen und alle indutriellen Bedürfniſſe über Natal zu beziehen, hatten die Engländer, die für eſſenſche Indutriellerzeugniſſe an 50 Prozent Eingangsſteuer erhoben, nicht bloß den Vorteil von dieſen Handlungsunternehmungen, ſondern hatten auch ſchon in dem einfachen Verbot der Pulverausfuhr nach Transvaal allezeit das Mittel in Händen, dieſen Staat ſeine Abhängigkeit fülen zu laſſen. Die Realisierung des Projekts einer Eiſenbahn, die Transvaal mit dem Meere unmittelbar in Verbindung ſetzte, mußte alle dieſe Verhältniſſe mit einem Schlag ändern.“ Das wußte die engliſche Regierung und die engliſchen Zeitungen des Kaplandes ſehr genau, und deſwegen forderten die letzteren erſtere zur Annexion von Transvaal auf, und namen direkt Partei für den Secocoeni und gegen Burgers. Die Beſigname von ſeiten Englands erfolgte denn auch am 12. April 1877. Kriege mit den von den Boeren aufgegebenen Eingebornen und ſchließlich ein Aufſtand der Boeren ſelbſt war die Folge. Wie dieſe ihre Freiheit verteidigt, das iſt in einem Artikel in der letzten Nr. d. Bl. bereits ſagt worden, und dürfte auch aus der politiſchen Tagespreſſe bekant ſein. Aber dieſer Kampf hat wiederum gezeigt, welche ungeheure Fähigkeit den Boeren eigen iſt. Dieſem

Umstände und der sehr begründeten Vermutung, daß sich schließlich der Orange-Freistaat dem Aufstande angeschlossen hätte, ist es denn wol auch nur zu danken, daß England sich mit den von unsern Viehzüchtern erhaltenen Fieben zufrieden gab. Ob es damit für die Dauer sein Bewenden haben wird, und ob nicht am Ende doch noch der direkte Einfluß Englands in Südafrika gebrochen wird, bleibt abzuwarten art.

Der wundertätige Koranspruch. (Bild S. 377.) Der Glaube macht nicht allein selig, er soll auch gesund machen. Wenigstens zeigen uns dies — abgesehen von anderem — die verschiedenen „Sympatie“-Kurzen, denen sich in unserem zivilisierten Deutschland noch viele unterwerfen. Wie hier so ist es auch anderswo, denn der Aberglaube hat bekanntlich überall noch Heimatsrecht. So herrscht er auch dort noch, wo der Künstler den Stoff zu seinem von uns vorgeführten herrlichen Bilde hergenommen hat: im Orient. Man sieht es der bleichen Schönen mit ihren schwärmerischen müden Augen auf den ersten Blick an, daß sie krank ist, aber noch deutlicher wird dieser Zustand bezeichnet durch die Manipulation des vor ihr sitzenden Arztes, der eifrig und andächtig damit beschäftigt ist, ihr den heilbringenden Spruch des Propheten in die dargehaltene Rechte zu schreiben. Ob die Medizin ihr Heilung bringen wird? Wir wissen dies ebenso wenig als von welcher Art ihre Krankheit ist. Was uns aber unsere Illustration durch die kostbare Kleidung der Orientalin, sowie durch ihre der Operation aufmerksam zuschauenden Dienerin verrät, ist deren Zugehörigkeit zu den Bornemen oder Reichen — ein Fingerzeig, daß durch materiellen Ueberfluß hervorgerufenen Nichtstun erst recht der Aberglaube gefördert wird. — Daß der Wunderglaube der Muhammedaner lebhaftig aus den Lehren des Koran hervorgegangen ist, wie von sonderbaren Ränzen behauptet wird, glauben wir natürlich nicht. Vielleicht hat das üppige orientalische Klima mit seinem Einfluß auf die Phantasie der dortigen Menschen mehr dazu beigetragen als die Lehren Muhameds, welcher letzterer ja, wie glaubhafte Forscher versichern, sehr energisch gegen den Aberglauben fördernde Gebräuche eingetreten ist. So vielfache und eifrige Pflege die Verirrungen des menschlichen Geistes auch erfahren haben, der Glaube an das Wunderbare und Uebernatürliche ist nur zu natürlichen Ursprungs. Dies leugnen heißt einfach die Mythen, wonach der Mensch vollkommen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sein soll, zur Wahrheit stampeln und die Entwicklung des Menschen aus einem Zustand des Unvollkommenen, Tierischen zu einem höheren Grade der Vollkommenheit leugnen. Weil allen Religionsstiftern, so hoch sie sich geistig über ihre Mitmenschen erhoben, und so fähigen Flugs ihre Phantasie der Zeit, in der sie lebten, voraussetzte, die Fehler und Gebrechen derselben anhängen, so zeigen auch ihre Lehren Mängel, die zu entdecken meist erst der geistig fortgeschrittenen Nachwelt vorbehalten bleibt. Aber dem großen noch nicht zum klaren vorurteilsfreien Denken gelangten Hausen werden die dunkeln oder sinnbildlich gebrauchten Aussprüche der alten jetzt heilig gesprochenen Propheten oft als bare Münze erscheinen oder infolge des im Menschen wohnenden Dranges, das Wesen aller Dinge zu ergründen, ihnen einen Wert beilegen, den sie niemals hatten. So erget es auch den Lehren Muhameds und wir glauben, unser Künstler hat auch in seinem Bilde einen aus diesen Ursachen hervorgegangenen moslemischen Brauch ausdrücken wollen.

Diderot, vielleicht der genialste und originalste der französischen Denker und Gedankenbahnbrecher des achtzehnten Jahrhunderts, hat die moderne unter dem Namen Darwins bekannte Entwicklungslehre, gleich einigen anderen scharfsichtigen Geistern, schon geahnt und in ihren Grundzügen angedeutet und, wie die nachfolgenden Stellen zeigen werden, mit noch größerer Präzision als selbst Lamarque. Im „Traum D'Alemberts“, der, gleich „Rameaus Nefte“, in Gesprächsform abgefaßt ist, sagt er oder läßt „Doktor Borden“ sagen:

„Unendliche Reihenfolge von Tierwesen (animalcules) in dem gährenden Atom, ebenso unendliche Reihenfolge von Tierwesen in jenem andern Atom, das man Erde nennt. Wer kennt die Rassen der Tiere, die uns vorausgegangen sind? Wer kennt die Rassen der Tiere, die den unsrigen folgen werden? Alles vergeht, alles verändert sich, nur das Ganze, nur das All bleibt (il n'y-a que le tout qui reste).“

„Wer weiß, in welcher Reihenfolge dieser Tiergenerationen wir uns jetzt befinden? Wer weiß, ob dieser mißgestaltete Zweifüßler, der nur 4 Fuß hoch ist und den man in der Nähe des Poles noch Mensch nennt, der aber diesen Namen verlieren müßte, wenn er noch etwas umgestalteter würde — wer weiß, ob er nicht das Bild einer Art ist, welche vergeht (d'une espèce qui passe)? Wer weiß, ob nicht dasselbe mit allen Tierarten der Fall ist? Was war der Elefant bei seinem

Ursprung? Vielleicht das ungeheure Tier, als welches er uns erscheint, vielleicht ein Atom, denn das eine ist ebensowol möglich wie das andere, und das eine wie das andere setzt nur die Bewegung und die verschiedenen Eigenschaften der Materie voraus.“

Diderot legt sich nun den Einwand vor: Aber wenn die Arten sich verändern und ineinander übergehen, warum sehen wir sie nicht sich unter unseren Augen verändern? und fährt dann fort:

„Da dieselben Ursachen fortbestehen, warum sollten die Wirkungen aufgehört haben? ... Vielleicht bedarf es zur Erneuerung der Arten zehnmal soviel Zeit, als ihnen (von den Naturforschern) dazu gewährt wird! Habe man Geduld und spreche nicht vorschnell ab über die große Geburtsarbeit der Natur. Man muß sich vor dem Sophismus des Ephemeren hüten.“

Mademoiselle de Lespinasse: Doktor, was ist der Sophismus des Ephemeren?

Doktor Borden: Es ist der Sophismus eines kurzlebigen Wesens, das an die Unsterblichkeit der Dinge glaubt.

Mademoiselle de Lespinasse: Sagte die Rose Fontenelles nicht, seit Rosengeenden habe man keinen Gärtner sterben sehen?

Doktor Borden: Allerdings. Das ist leicht und tief.

Nach einigen weiteren Bemerkungen heißt es:

„Doktor Borden: Die Organe erzeugen die Bedürfnisse, und in Wechselwirkung erzeugen die Bedürfnisse die Organe.“

Mademoiselle de Lespinasse: Doktor, Sie reden irr!

Doktor Borden: Ich habe zwei Stummel (moignons) allmählich zu Armen werden sehen.

Mademoiselle de Lespinasse: Sie lügen, Doktor!

Doktor Borden: Ja. Aber ich habe gesehen, wie in Ermangelung der beiden Arme, die selten, zwei Schulterblätter sich verlängerten, sich zusammenkrümmten und zu Armstummeln wurden.

Mademoiselle de Lespinasse: Welcher Unsinn!

Doktor Borden: Das ist eine Tatsache. Nennen wir eine lange Reihe von armlosen Generationen an, und wir werden finden, daß diese gekrümmten Stummel sich mer und mer verlängern, sich um den Rücken biegen und vielleicht Finger an den Spitzen bekommen, so daß Arme und Hände fertig sind. Die ursprüngliche Gestalt ändert oder vervollkommenet sich nach dem Bedürfnis und nach den gewohnten Funktionen.“ —

Glaubt man nicht Darwin oder Hädel zu lesen?

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Sonderbare Denkmünzen, welche einen Beitrag zur Geschichte des jartausendalten „Kulturkampfes“ gegen die Juden liefern, sind nach der „Deutschen Reform“ im Hungerjahr 1694 in Schlesien und in Hamburg geprägt worden. Es war auf den Silbermünzen ein Jude, welcher einen Kornschädel trägt, dargestellt; aus dem Schäl fiel das Getreide heraus. Daneben befanden sich die Worte: DU KORN JUDE und THEURE ZEIT 1694. Im darauffolgenden Jahre, in welchem die Getreidepreise niedriger waren, prägte man Münzen, auf welchen ein Jude an einem Baum hängend dargestellt war. Auf den Ästen des Baumes hockte der Teufel; weiter befand sich ein Weinberg und eine Scheune auf den Münzen und die Aufschrift: LVC. 12, sowie DU KORNUDE — WOHLFEILE ZEIT 1695. Im Jahre 1772 wurden in Thüringen ähnliche Münzen, von Zinn, geprägt. Auf einer derselben lautete die Aufschrift: KORNUDE VERZWEIFL V. GEH ZUM THEVRE ZEIT 1772.

Eine baugewerbliche Ausstellung vom 1. Juli bis zum 1. September resp. 1. Oktober d. J. in Braunschweig stattfinden. Anfragen sind zu richten an: „Bureau der Zentralkommission der baugewerblichen Ausstellung zu Braunschweig, Herrn Finanzrevisor Otto Fischer (Herzogtl. Kammergelehrter)“; von dort werden auch auf Wunsch Programme und Anmeldebogen versandt.

Redaktionskorrespondenz.

Chicago. S. St. Sie meinen, es würde jetzt, da das Auswanderungsfieber so viele Deutsche ergriffen hat, praktisch sein, Unterrichtsbücher zur Erlernung der englischen Sprache in der „R. W.“ zu veröffentlichen. Nun, praktisch wäre das erstens nur zum Teil, denn es würde dadurch doch gar sehr viel Raum in Anspruch genommen und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Leser unseres Blattes dürfte in der Lage sein, eine fremde Sprache zu lernen oder von ihr Gebrauch zu machen. Ferner wäre es für uns aber auch ungemein kostspielig und schwierig dieses Unternehmen, also, daß wir uns nur dazu veranlaßt sehen würden, wenn ganz unzweifelhaft ein allgemeines und dringendes Bedürfnis es forderte. Ihr Gebante, die Louisa-Rangheim'schen Briefe einfach abzuändern, wäre allenfalls für ein amerikanisches Blatt ausführbar, weil dort kein Nachdrucksgesetz gegen solchen Diebstahl geistigen Eigentums schützt, bliebe aber auch in Amerika im höchsten Grade unanständig und verwerflich.

Inhalt. Herschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Andreas Rudolph Bodenstein. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation, von Carl Sticher. — Die Ägyptologie und die Entzifferung der Hieroglyphen, von Dr. Lh. — Eine Idylle im Erdbeben (Schluß). — Boetische Aehrenlese: Frühlingseinzug. — Die Schlacht von Majuba. — Nachlager der Boeren (mit Illustration). — Der wundertätige Koranspruch (mit Illustration). — Diderot. — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Sonderbare Denkmünzen. Eine baugewerbliche Ausstellung. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Gohlis-Leipzig (Möckernsche Straße 30a). — Expedition: Färberstr. 12. II. in Leipzig.

Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Leipzig.